Das Testament
Peter's des Großen.

Roman und Geschichte

von

Lucian Herbert
(Julius Gundling).

Fünfter Band.

Leipzig,
Verlag von Fr. Wilh. Grunow.
1869.

Inhaltsverzeichniß.

Fünfte Abtheilung:

Die Katastrophe.

Fünfte Abtheilung:

Die Katastrophe.

Erstes Kapitel.

Bei den Jesuiten.

In einem mit Wachstuch ausgeschlagenen Zimmer des Wiener Jesuiten-Collegiums saßen einige Tage nach der Abreise des Czarewitsch von Wien drei Männer in ernstem Gespräche beisammen.

Alle drei waren Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu und nahmen in diesem Orden hervorragende Stellen ein.

Der Eine, welchen die beiden Anderen mit besonderer Auszeichnung zu behandeln schienen, war ein Mann von auffallender Schönheit.

Obwohl er höchstens vierzig Jahre alt schien, nahm er doch in dem Orden, dem er angehörte,

eine der höchsten Stellungen ein, da er Assistent für die deutsch-polnischen Provinzen war.

Dem General der Jesuiten standen in jener Zeit fünf Assistenten zur Seite, welche sich mit ihm in die Administration des Ordens theilten, zu welchem damals 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 61 Probirhäuser, 176 Seminarien, 335 Residenzen, 273 Missionen und über 20,000 eingekleidete Ordensbrüder gehörten, während über 200,000 andere Personen, die nicht das Ordensgewand trugen und außerhalb der Klostermauern in unterschiedlichen weltlichen Stellungen lebten, in den Registern der Gesellschaft eingetragen waren, die der General Tamburini in Rom in seiner Verwahrung hatte.

Diese Register enthielten nach Provinzen die Namen, Eigenschaften und Fähigkeiten aller Personen, die offen oder insgeheim mit dem Orden zusammenhingen.

Während der Pater Assistent der deutsch-polnischen Provinzen, der auf der Inspectionsreise, die er durch seinen ausgedehnten Sprengel unternahm, nach Wien gekommen war, ein Mann von in die Augen fallender Schönheit war, ge-

noß der Pater Rector des Wiener Collegiums den Ruf besonderer Gelehrsamkeit, wohingegen es von dem dritten der hier Versammelten, dem Pater Provinzial, hieß, daß er dem Orden ein immenses Vermögen zugebracht habe.

So waren hier gleichsam alle drei Principe vertreten, von welchen sich der Orden bei der Aufnahme neuer Mitglieder leiten ließ: die Schönheit, welche des Eindruckes auf das schwache Geschlecht sicher ist, die Fähigkeit und der Reichthum reichten sich in ihren Repräsentanten an dieser Stelle die Hände.

„Also ist er fort!" bemerkte der Pater Assistent im Verlaufe des Gespräches, das sich um die Angelegenheit des Czarewitsch drehte.

„Wir hätten lieber gesehen, daß er gleich zur Armee gegangen wäre!" meinte der Pater Provinzial. „Wir schlugen ihm vor, von Wien nach Bellye zu gehen, wo er dem großen Kriegsschauplatze ganz nahe gewesen und auch weit spurloser verschwunden wäre, als jetzt, wo er halb Europa durchziehen muß. Aber er bestand auf Neapel!"

Schloß Bellye bildete den Mittelpunkt der

Herrschaft, die Prinz Eugen von Savoyen in Ungarn angekauft hatte.

In dem Winkel, den die Einmündung der Drau in die Donau bildet, Essegg beinahe gegenüber, lag das großartige Besitzthum, das der Prinz eben erst mit einem Palaste geschmückt hatte, der kaum weniger prächtig angelegt war, als jene Trias von Schlössern, die sich auf sein Geheiß in der Himmelpfortgasse, am Belvedere und in Petronell, wie aus dem Erdboden gestampft, erhoben hatten.

Villany's Rebe spendete in Bellye herrlichen Traubensaft, und unübersehbare Eichenwälder rahmten das Schloß ein, nach welchem sich der Prinz zurückzuziehen pflegte, wenn es friedlich aussah in der Welt, die er sonst mit seinem Kriegsruhme erfüllte.

Von Bellye aus hatte er sich vor Jahr und Tag zur Armee begeben, bei welcher sich Freiwillige aus ganz Europa, viele französische Große, der Kurprinz von Bayern und der Prinz von Hessen befanden.

Vielleicht war es eben die Anwesenheit so vieler notablen Persönlichkeiten aus aller Herren

Ländern gewesen, welche den Czarewitsch den Gedanken, bei der Armee Eugen's einzutreten, mit dem ihn die Jesuiten zu befreunden gesucht, unbedingt hatte verwerfen lassen.

Bei der Armee des Prinzen von Savoyen hätte er sein Incognito nur schwer behaupten können, während er dies auf dem südlicheren, entlegeneren Kriegsschauplatze leichter konnte.

Hätte er in Bellye bleiben wollen, dann freilich hätte sich die Einsamkeit und Verstecktheit dieses Ortes besser geeignet, ihn gegen Verfolgungen sicher zu stellen, als das den Blicken weit mehr preisgegebene Neapel.

Aber er hätte Bellye doch nur wie jetzt Neapel als Etappe betrachtet, die ihn zur Armee führte, nachdem er sich mit seinen Freunden und Anhängern verständigt und ihnen die Parole für die nächste Zukunft gegeben haben würde. Er sehnte sich danach, je eher je lieber Front zu machen gegen eine Macht, in welcher er eben so den Erbfeind der Christenheit wie Rußlands sah.

„Wenn uns nur die Protection, die wir dem Czarewitsch angedeihen lassen, nicht eben so schlechte

Früchte trägt, wie unsere Parteinahme für die Sache des Tartarenkhans in China vor siebzig Jahren!" sagte der Pater Assistent nachdenklich.

Vor siebzig Jahren hatten die an der Grenze Chinas wohnenden Mantschu-Tartaren im Kampfe gegen die chinesische Dynastie Wing die Provinz Leatong erobert.

Die Jesuiten hatten die Partei des Tartarenkhans Taitsu genommen und ihm Kunde gegeben, daß sich in China zwei Prätendenten um die Oberherrschaft stritten, weshalb er den günstigen Augenblick benützen und mit aller Macht gegen China anstürmen möge.

Als Belohnung für den Dienst, den sie dem Khan erwiesen, verlangten die Jesuiten ihre Erhebung zur Mandarinswürde.

Taitsu gab der Lockung der Missionäre Gehör, nahm den Kaisertitel an, eroberte ganz China und gründete die noch heute regierende Dynastie Taitsing, das ist die sehr reine — die Jesuiten aber warteten vergeblich auf die Belohnung, und es ging ihnen unter der neuen Dynastie viel schlechter in China, als unter derjenigen, an deren Entthronung sie mitgearbeitet hatten.

Die Berührung der chinesischen Frage durch den Pater Assistenten veranlaßte den Provinzial, sich zu erkundigen, wie die Streitfrage stehe, die zwischen dem Papste und dem Orden seit Jahr und Tag in der Schwebe war.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte, obwohl es kaum zu einem Fünftheile abgelaufen war, doch schon zwei merkwürdige Erscheinungen gesehen: zuerst den römisch-deutschen Kaiser in Waffen gegen den Papst, bedroht von dem Bannfluche dieses letzteren, dann die Fehde zwischen dem Papste und den Jesuiten, die ihren Ursprung darin hatte, daß die Kapuziner die Jesuiten beschuldigten, daß sie in China und auf den Malabaren den Gebräuchen der Eingeborenen zu sehr Rechnung trugen und in der Verehrung des Confucius nichts Abgöttisches sahen.

Die Kapuziner zu Pondichery reichten in Rom ein Register der heidnischen Gebräuche ein, welche die Jesuiten den neubekehrten Chinesen und Malabaren gestatteten, und der Conflict nahm solche Dimensionen an, daß der Papst den Car-

dinal Tournon entsandte, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen.

Da sich der Papst auf die Berichte des Cardinals hin der Anschauung zuzuneigen schien, welche den Jesuiten Unrecht gab, und seine Gesinnung in der Bulle ex illa die offenbarte, traten einzelne exaltirte Ordensglieder so schroff gegen ihn auf, daß sie lehrten, er habe eine Todsünde begangen, als er die Bulle ex illa die gemacht und publicirt, und daß er von seinen Sünden nicht losgesprochen werden könne, wenn er die fragliche Bulle nicht widerriefe.

Um den über seine Haltung entrüsteten Jesuiten ein Pflästerchen auf die Wunde zu legen, die er ihnen geschlagen, verbot der Papst im Jahre 1711, die chinesischen Gebräuche und die aus denselben entstandenen Unruhen ausführlicher zu beleuchten.

Hiemit gaben sich die Jesuiten jedoch nicht zufrieden, und ihr General Tamburini verlangte vom Papste eine bestimmte Entscheidung in der Sache, indem er sich in seiner Denkschrift ganz auf Seite seiner Untergebenen stellte und behauptete, es wäre besser, nach dem Exempel der

Apostel die Neubekehrten eine Zeit lang bei ihren alten Gebräuchen zu lassen, als durch Strenge die ganze Brühe zu verschütten, wobei er sich auf das Zeugniß mehrerer Provinziale der Dominikaner und Franziskaner berief, welche die Frage aus einem ähnlichen Gesichtspunkte auffaßten und in der Duldung der Verehrung des Confucius bei den Neubekehrten nichts Abgöttisches, sondern nur eine politische Ceremonie sahen.

So heiß aber auch mitunter der Kampf zwischen dem heiligen Stuhle und dem Orden entbrannte, immer gab sich der letztere den Anschein, als ob er sich einer definitiven Entscheidung des Papstes fügen würde.

„Sobald Seine Heiligkeit," sagte der General in einer seiner Eingaben, „durch ein Endurtheil bestimmen wird, daß diese Gebräuche eine abgöttische Verehrung enthalten, betheuern wir, bereit und entschlossen zu sein, dergleichen Ceremonien dieser Christenheit zu verbieten. Unsere Missionarien erwarten die Auflösung dieses Knotens nur von dem höchsten Richter, welcher allein den Ausschlag geben muß."

Aber bei aller formellen Devotion wurden

die Jesuiten nicht müde, die Autorität des Papstes in der schwebenden Streitfrage zu untergraben, und zu betonen, daß es nur ein aus der Unkenntniß der chinesischen Sp rache hervorgehendes Mißverständniß sei, wenn die Kapuziner und mit ihnen die Franziskaner und Dominikaner behaupteten, daß die Jesuiten den durch sie zum Christenthum Bekehrten nach wie vor dem Götzen Chia-Hoan Opfer bringen ließen.

Sie machten geltend, daß sie die chinesische Sprache besser als alle Kapuziner, Franziskaner und Dominikaner, ja besser als der Papst sammt allen Cardinälen verständen, und daß der vortheilhafteste Entschluß, den man in Rom fassen könnte, der wäre, daß man die Jesuiten ausschließlich das Missionswerk treiben ließ, „wie sie es vor Gott dereinst zu verantworten gedächten.“

„Der Orden hat beim Papste wenigstens so viel erzielt,“ beantwortete der Assistent die vom Provinzial über den Stand der Streitfrage an ihn gerichtete Frage, „daß ein päpstliches Decret der Unterzeichnung harrt, in welchem uns auf zehn Jahre hinaus zugestanden wird, bei Taufen

in China und auf den Malabaren das Anhauchen wegzulassen und auch vom Speichel abzusehen, da die Heiden gegen diese Gebräuche einen unbesiegbaren Abscheu an den Tag legen. Aber wir können uns mit diesem halben Erfolge nicht begnügen. Wir müssen in Allem Recht und unseren Gegnern gegenüber vollkommene Genugthuung erhalten. Um leichter zu diesem Ziele zu gelangen, thut es Noth, eine großartige Demonstration in Scene zu setzen, die dem Papste imponiren soll. Die Zeit begünstigt uns. Die Ketzer rüsten sich mit Macht, um die zweihundertjährige Jubelfeier der Reformation pomphaft zu begehen. Lassen wir sie heuer das Jahr feiern, in welchem sich Luther durch das Anschlagen seiner ketzerischen Thesen an die Wittenberger Kirchenthür gegen den Papst auflehnte, trachten wir aber dieser Reformationsfeier eine Manifestation gegenüber zu stellen, durch welche wir Aller Augen auf unsern Orden lenken und welche wir doch zugleich dem Papste gegenüber als eine That hinstellen können, durch welche wir einerseits dem Reformationsjubiläum im Interesse Roms ein Paroli bieten, durch welche

wir andererseits dem durch die Herausforderung der Ketzer provocirten Rom eine eclatante Genugthuung geben!"

„Worin soll unsere Manifestation bestehen?" erkundigte sich der Provinzial neugierig.

„Darin, daß wir dem ketzerischen Jubiläum ein anderes gegenübersetzen, bei dessen Feier der Löwenantheil unserem Orden zufällt!" gab der Assistent zurück. „Im nächsten Jahre werden es hundert Jahre, daß unsere Brüder in Japan in den Kerker geworfen wurden, daß jenes leuchtende Märtyrerthum begann, welches vier Jahre dauerte und am 12. September 1622 mit der Hinrichtung unseres Missionärs Spinola und sieben anderer Jesuiten endigte. Wecken wir bei der rechtgläubigen Christenheit die Erinnerung an jene sechsunddreißig Märtyrer, die mit Spinola für ihren Glauben starben, die das Wassertorment und die japanische Grube standhaft ertrugen und sich am langsamen Feuer braten ließen, ohne von ihrer Ueberzeugung zu lassen! Dieses hundertjährige Märtyrerjubiläum giebt uns zugleich Gelegenheit, glühende Kohlen auf die Häupter unserer Ankläger zu sammeln.

Da das Schicksal der sieben Jesuiten, welche dem Pater Spinola vor hundert Jahren in Nangasaky in den Tod folgten, auch vier Dominikaner, eben so viele Franziskaner und zwei Kapuziner theilten, so wird unsere christliche Liebe im hellsten Lichte erstrahlen, wenn wir unsere Ankläger und Gegner in das Jubiläum mit hineinziehen, zu dem wir den Impuls geben!"

Nachdem der Provinzial und der Rector dem Plane des Assistenten Beifall gezollt hatten, sagte der Erstere:

„Das Jubiläum wird vielleicht auch die gute Wirkung haben, den Pasquillanten, welche wie Pilze aus der Erde schießen, seit sich unser Orden mit dem Papste streitet, den Mund zu stopfen. Das Gebell der Anfeinder wird in dem Geräusche ungehört verhallen, welches die von Ihnen eben angeregte große Kundgebung in der Welt verursachen wird. Unser gelehrter Bruder, der Pater Rector, arbeitet nun schon seit Jahr und Tag daran, die letzterschiene Schmähschrift gegen unseren Orden gründlich zu widerlegen."

Die Schrift, auf welche der Provinzial an-

spielte, war die vor vier Jahren — 1713 — in Holland erschienene Tuba magna, welche der Gesellschaft Jesu hart zu Leibe ging, ihre staatsgefährlichen Grundsätze, besonders das Princip des blinden Gehorsams gegen die Ordensoberen und die Lehre vom Probabilismus, beleuchtete, und hervorhob, wie sich die Mitglieder der angegriffenen Gesellschaft überall an den Höfen und in den Schulen festzusetzen wissen.

Diese „große Trompete", deren Autorschaft die Jesuiten einem Karmeliter zuschrieben, war übrigens nur das letzte Glied jener langen Reihe von den Orden freimüthig kennzeichnenden Schriften, die mitunter ganz absonderliche Titel führten, wie zum Beispiel: „Der jesuiterischen Rathschläge entdeckte Haushaltung," „Die auf das Schaffot gebrachten Jesuiten," „Das Jesuitentheater," „Das Buch von den Krankheiten der Gesellschaft" u. s. w.

Der Assistent belobte den Eifer des Rectors, den immer vorlauter sich geberdenden Angreifern Eins hinaufzuhauen, und der Provinzial sagte:

„Es ist um so nothwendiger, daß wir unseren Feinden die Zähne zeigen, als wir selbst

hier in Wien bereits anfangen um unsere Existenz zu kämpfen. Schon hat uns der Kaiser die Censur zum größten Theile aus der Hand genommen, und jetzt beginnt man sogar an unseren Lehrstühlen zu rütteln. Es verlautet, daß dem Hofe unsere Lehrart in der Philosophie und Theologie nicht mehr recht gefalle. Man wirft uns vor, daß wir uns an die magere Naturlehre des Aristoteles klammern und die allgemeine Historie, welche in den französischen Schulen, selbst in jenen, die wir in unseren Händen haben, längst tradirt werde, vernachlässigen."

„So lange ich Assistent der deutsch-polnischen Provinzen bin," sagte der Assistent, der in den Andeutungen des Provinzials einen gegen sein System gerichteten Angriff sah, einigermaßen irritirt, „so lange wird auch in den Jesuitenschulen keine Historie gelehrt werden!*) Wenn Sie aber Anhaltspunkte dafür haben, daß sich bei Hofe Einflüsse geltend machen, die uns nachtheilig sind," fuhr der Assistent in gemäßig-

*) Die Historienbücher wurden in den Jesuitenschulen der ober- und niederdeutschen Provinzen erst um das Jahr 1740 eingeführt.

terem Tone fort, „so ist es Zeit, daß auch wir unsere Minen springen lassen. Wenn wir dem Kaiser nicht ganz wohlgefällig sind, so wollen wir ihn doch fühlen lassen, daß es gefährlich sei, uns zu reizen. Carolus sextus semper Augustus hat auch seine schwache Seite, an welcher wir ihn fassen können. Ihn beschäftigt die peinliche Sorge um die Garantie der pragmatischen Sanction, und sein Volk hat eine dunkle Ahnung von Krisen, die über den Staat hereinbrechen könnten, wenn der Kaiser plötzlich die Augen schlösse. Werfen wir unter dieses sorgenvolle Volk ein Wort, das bis zum Hofe dringt und diesem ein Licht aufsteckt, wohin der Unglaube führt. Haben wir nicht, als sich die ersten Anzeichen der Schwangerschaft bei der Kaiserin zeigten, dem Kaiser nahe gelegt, daß er Schritte thun möge, um sich vom Hofe zu Lissabon die Mütze des heiligen Xaver auszuborgen, welche nach Xaver's Tode der portugiesische Statthalter von Goa nach Lissabon gebracht hat, wo sie bis heute in hohem Ansehen steht, weil ihr Anblick und vollends die Berührung derselben das Frauenvolk fruchtbar macht?"

„Ich habe das Meinige gethan!" warf der Provinzial achselzuckend ein. „Ich habe den Kaiser darauf aufmerksam gemacht, daß die Königinnen von Portugal die Mütze des heiligen Xaver immer ausgesetzt haben, wenn sie einen Prinzen zur Welt bringen wollten! Man hätte denken sollen, der Wunsch, einen männlichen Leibeserben zu erlangen, würde den Kaiser die Idee, Xaver's Mütze in pomphaftem Aufzuge nach Wien kommen zu lassen und so der katholischen Christenheit ein großartiges Schauspiel zu geben, an dem sie sich erbauen könnte, mit Eifer ergreifen lassen; aber es kam anders, als wir dachten, Karl lehnte es ab, die wunderkräftige Mütze von Lissabon kommen zu lassen, indem er sagte: Wenn es Gott gefällt, daß ich einen Sohn bekomme, werde ich ihn auch ohne die Mütze bekommen!"

„Diese Antwort muß man jetzt unter das Volk bringen!" rief der Assistent lebhaft. „Man muß es betonen, daß es der Kaiser nur seinem Mangel an Glauben an die Wunderkraft der ihm von uns empfohlenen Mütze zu verdanken habe, wenn ihm kein Sohn geboren worden,

welcher der peinlichen Ungewißheit, in der sich das Reich der zweifelhaften Erbfolge wegen befinde, ein- für allemal ein Ende gemacht hätte."

Während der Assistent noch sprach, wurde von außen an die Thür gepocht, und auf das aufmunternde Herein des Rectors trat ein Professe ein, welcher die Meldung brachte, daß das Mädchen, welches sich bisher bei einem weltlichen Mitgliede der Gesellschaft in Brüssel aufgehalten und dessen Ankunft in Wien seit einigen Tagen erwartet worden, eingetroffen und bei dem Goldschmied Brantner, der natürlich gleichfalls der Gesellschaft angehörte, abgestiegen sei.

Der Grund, weshalb sich die Ankunft der sehnlich Erwarteten verzögert habe, sei lediglich darin zu suchen, daß der Kaufmann, an den sie in Cöln gewiesen, gewesen einige Tage durch dringende Geschäfte verhindert gewesen sei, den Schützling des Ordens bis Frankfurt zu begleiten, wo er sie einem anderen, gleich verläßlichen Begleiter zu übergeben hatte, der sie wieder bis Nürnberg bringen sollte.

Der Profeß hatte die Botschaft, deren Ueberbringer er gewesen, kaum ausgerichtet, als er sich auch schon entfernen wollte.

Aber der Assistent hielt ihn zurück, indem er sich nach seiner gewöhnlichen Verwendung erkundigte.

Der Rector ergriff statt des Gefragten das Wort, um den Assistenten zu belehren, daß sich der Professe lange Zeit hindurch als Operarius in den Gefängnissen verwendet und an der Besserung der Verbrecher gearbeitet habe, und daß man sich jetzt seiner bediene, um auf Irrwegen wandelnde Mitglieder des Ordens auf die rechten Wege zurückzuführen.

Nach den Statuten des Jesuitenordens konnte die Societät selbst die Professen, sogar den General ausweisen. Nun ist allerdings nie ein General ausgewiesen worden, wohl aber hat mancher Professe, „bei welchem keine geistliche Arznei mehr anschlagen wollte,“ aus dem Orden scheiden müssen. Da die Jesuiten aber sehr viele Arzneien in ihrer Apotheke hatten, so ereignete sich der Fall, daß ein Mitglied das consilium abeundi erhielt, nur selten.

Nachdem der Assistent noch aus dem Munde des Rectors die Versicherung erhalten, daß der Operarius eins der fähigsten Mitglieder des

Wiener Collegiums wäre und namentlich auch vielfach mit Erfolg verwendet worden sei, um in Familien „häusliche Unwetter“ zu beseitigen, entließ er den ihm so gut Empfohlenen mit einigen freundlichen Worten und wandte sich dann mit der Frage an den Rector:

„Das Frauenzimmer, dessen Ankunft in Wien der Professe meldete, ist wohl die Geliebte des Czarewitsch, von der Sie mir erzählt haben?“

„Es ist die Russin Iwanka,“ bejahte der Rector, „welche der Zigeunerhäuptling Michailoff Pochwisneff von Petersburg nach Amsterdam gebracht hat und die sich dann einige Zeit hindurch bei dem Kaufmann Vanglümer in Brüssel aufhielt, der sie von einer Etappe zur andern hieher geleiten ließ.“

„Das Mädchen hat sich wohl in Wien mit dem Czarewitsch zusammenfinden wollen?“ warf der Assistent ein.

Der Rector nickte mit dem Kopfe und sagte: „Der Czarewitsch hätte sie gern hier erwartet, aber seine Ungeduld trieb ihn doch wieder zur Fortsetzung seiner Reise an. So ging er, ehe

sie kam, und überließ es dem Zigeuner Pochwisneff, ihm das Mädchen nach Neapel zu bringen."

„Der Zigeuner scheint dem Czarewitsch bereits wesentliche Dienste geleistet zu haben?" forschte der Assistent.

„Er ist dem Czarewitsch mit Leib und Seele ergeben, und dieser hält große Stücke auf ihn!" lautete die Antwort des Rectors. „Der Czarewitsch vertraute ihm seine Geliebte an, welche sich bis dahin, wie ich aus den Mittheilungen unserer Brüder entnommen, die dem Czarewitsch auf der Flucht behilflich gewesen sind und ihn hieher gebracht haben, in dem russischen Kloster Berezani aufgehalten hat, in welches der Czar seine erste Gemahlin internirt hatte. Das Mädchen wurde von der verstoßenen Czarin mit einer Botschaft und einem wichtigen Papier, das in Berezani verborgen gewesen, insgeheim an den Sohn geschickt."

„Das Papier enthielt wohl das Testament des Czaren?" warf der Assistent ein.

Der Rector bejahte und sagte:

„Wichtiger noch als das Papier sind jene zwei Urkunden, welche unsere Brüder in Peterhof

in dem sogenannten holländischen Häuschen ausfindig machten, das der Czar zu bewohnen pflegt, wenn er sich in Peterhof aufhält. Die eine enthält die geheime Ergänzung des Testamentes des Czaren, die Enterbung selbst des Kindes des Czarewitsch zu Gunsten des Sohnes der jetzigen Czarin. Die zweite ist der Trauschein, der den einzigen Beweis der zwischen dem Czar und seiner zweiten Gemahlin abgeschlossenen Ehe bildet. Beide Urkunden sind, da sie von unseren Brüdern erst aufgefunden wurden, nachdem der Czarewitsch schon auf der Flucht war, nach Brüssel gewandert, weil die Brüder in Petersburg diese Route für sicherer hielten, als die directe hieher. In Brüssel hat der Zigeuner die Papiere übernommen und sie, nachdem er sich in dem deutschen Bade Spaa, in welchem die Czarin ihren Gemahl erwartete, eines Auftrages entledigt, den er vom Czarewitsch an dessen Stiefmutter hatte, hieher gebracht, wo sie der Czarewitsch übernahm, um sie, so weit sie Axt legten an seine und seines Sohnes Erbansprüche, in die Hände seines Schwagers, des Kaisers zu legen."

„Den Trauschein seines Vaters behielt er wohl?“ erkundigte sich der Assistent.

„Er hat nicht blos diesen Trauschein, sondern auch den ersten Mann seiner Stiefmutter in der Hand,“ entgegnete der Rector, „und kann sowohl mit dem Manne wie mit dem Papiere seinem Vater das Leben recht sauer machen.“

„Ich errathe!“ sagte der Assistent. „Der Mann, der sich mit dem Zigeuner hier im Collegio aufhält, ist jener Schwede, welcher so abenteuerliche Schicksale hatte und der erste Mann der jetzigen Czarin zu sein behauptet?“

„Der Schwede war wirklich mit der Czarin vermählt, und sein Trauschein wäre, wenn er einen hätte, mindestens eben so giltig wie der des Czaren, den wir dem Czarewitsch in die Hände gespielt haben.“

„Der Schwede geht auch nach Neapel?“

„Die Drei werden die Reise gemeinschaftlich machen. Der Zigeuner und der Schwede haben nur die Ankunft der Geliebten des Czarewitsch erwartet, die sie unterwegs in ihren Schutz nehmen werden!“

„Wenn der Czar erfahren sollte, daß es Mit=

glieder unserer Gesellschaft waren, welche den Czarewitsch in Sicherheit gebracht und ihm seine Anhänger beiderlei Geschlechts zugeführt haben, so wird unser Orden zum längsten in Rußland gewesen sein!" sagte der Assistent in ernstem Tone mit einem sehr bedenklichen Gesichte.

„Der Orden setzt die Gegenwart aufs Spiel, um sich die Zukunft zu sichern!" rief der Rector lebhaft. „Der Kaiser wird nicht umhin können, sich seines Schwagers, des Czarewitsch, anzunehmen, und so lange der letztere in den kaiserlichen Staaten weilt, kann ihm sein Vater nichts anhaben, so daß er ungefährdet den Augenblick erwarten kann, wo es ihm vergönnt sein wird, mit seines Schwagers, des Kaisers, Hilfe die willkürlichen Testamente seines Vaters umzustoßen, wenn dieser es nicht vorziehen sollte, Frieden mit dem Sohne zu machen und diesen wieder in seine Rechte einzusetzen. Der Czarewitsch aber wird es uns, zur Herrschaft gelangt, dankbar gedenken, daß wir seine Freunde waren in der schlimmsten Krise seines Lebens. Dem Czar gegenüber aber helfen wir uns im schlimmsten Falle mit derselben Ausflucht, die wir in

Loewen vorgebracht haben, als man uns beschuldigte, daß wir die Frauen im Beichtstuhle selbst gegeißelt haben: wir sagen, das waren fremde Geistliche, die sich hinter dem Namen der Jesuiten versteckt und dem Czarewitsch zur Flucht in das Ausland und zur Vereinigung mit seinen Freunden verholfen haben."

Zweites Kapitel.

Eine Unterredung in Spaa.

Der Czar hatte noch nicht lange in Spaa zugebracht, als daselbst Kurakin erschien.

„Was bringst du uns für Nachrichten?" fragte ihn Peter gespannt. „Wie soll ich dein persönliches Erscheinen deuten? Hast du die Spur derer verloren, die du verfolgt hast?"

„Der Mann ist mir entschlüpft," entgegnete Kurakin, „das Mädchen aber befindet sich auf dem Wege von Brüssel nach Cöln, wohin ihr Rumänzoff folgt. Ich habe ihn auf der Straße, die nach Aachen führt, verlassen, um dir Bericht zu erstatten und deine weiteren Befehle einzuholen. Da ich dir so nahe war, glaubte ich nicht an deinen Aufenthaltsorte vorübergehen zu sollen,

ohne dich gesprochen zu haben. Wenn du es befiehlst, habe ich in einigen Stunden Rumänzoff wieder eingeholt."

Der Czar hatte den Lieutenant Rumänzoff vor einiger Zeit zum Capitän avanciren lassen und zu seinem Dentschik gemacht. Wie der freundliche Leser aus den Mittheilungen des Stallhusaren weiß, hatte er ihn überdies mit einer seiner Maitressen verheirathet.

Als der Czar Kurakin von Paris nach Amsterdam auf Kundschaft ausgeschickt, hatte er ihm Rumänzoff mitgegeben, damit er ihm in seinen Nachforschungen behilflich sei und ihn zugleich controlire.

Peter liebte es, seinen Sendboten solche Aufpasser zur Seite zu stellen, da er Niemandem unbedingt traute.

Jetzt drückte er Kurakin seine Unzufriedenheit aus, daß er die Spur des geheimnißvollen Mannes verloren habe, der in Amsterdam ans Land gestiegen war.

„Bis Brüssel haben wir ihn im Auge behalten!" entschuldigte sich Kurakin. „Wir haben erforscht, daß er nach seiner Landung in Amster=

dam das Mädchen, das er mit sich führte, einem Kaufmanne übergab, den man in Amsterdam für einen weltlichen Jesuiten hält!"

Ein Ausruf der Ueberraschung entschlüpfte dem Czar, der seine Gemahlin, welche der Unterredung beiwohnte, ansah und bemerkte:

„Es kommt Licht in die Sache! die Jesuiten stecken also dahinter? Wenn sie ihre Hand dabei im Spiele hatten, als es galt, Anhänger des Czarewitsch aus Rußland in Sicherheit zu bringen, so waren sie auch dem Czarewitsch selbst zur Flucht behilflich! Sie waren es, die ihn verbargen, als der Aufstand, den er gegen mich angezettelt, mißglückte, sie waren es, die ihn über die Grenze brachten! O, ich will es ihnen gedenken!"

Der Czar ballte die Faust und fuhr mit einem finstern, drohenden Blicke fort:

„Mit Stumpf und Stiel will ich sie ausrotten, und sie so behandeln, daß sicher Keinem von ihnen so bald wieder die Lust anwandeln soll, nach Rußland zurückzukehren! Jetzt zweifle ich auch nicht länger, daß die erste Version, welche den Czarewitsch zu seinem Schwager, dem römisch-deutschen Kaiser nach Wien fliehen ließ, die rich-

tige war. Wenn ihn die Jesuiten unter ihre Obhut genommen haben, dann haben sie ihn auch sicherlich nach Wien gebracht, und es ist nur ein Märchen, was man ausgestreut hat, daß sich mein ungerathener Sohn gegen Spaa gewendet habe, um sich mir auf Gnade und Ungnade zu ergeben und meine Verzeihung anzuflehen."

„Hast du weitere Anhaltspunkte für die Vermuthung gewonnen, daß die Leute, die in Amsterdam ans Land gestiegen sind, Freunde des Czarewitsch waren?" wendete sich die Czarin an Kurakin.

„Sie kamen von Petersburg," entgegnete Kurakin, „und waren Russen. Der Mann hatte, was die Physiognomie anlangt, das Aussehen eines Zigeuners, denn in der Tracht mahnte nichts an seinen Stand und seine Abstammung. Er war wie ein Kaufmann gekleidet."

Der Blick des Czaren begegnete wieder dem seiner Gemahlin, welche bemerkte:

„Jetzt wird es erklärlich, daß mir der ehemalige schwedische Dragoner, als Zigeuner verkleidet, auflauerte. War der Mann, der in Amsterdam landete, ein Zigeuner, und bestand, wie

man fast nicht mehr zweifeln kann, ein Zusammenhang zwischen ihm und meinem ersten Manne, so konnte diesem der Zigeuner bei dem Versuche, an mich heranzukommen, behilflich gewesen sein."

„Wäre der Ankömmling kein Zigeuner gewesen, hätte er mir auch nicht so leicht entschlüpfen können!" rief Kurakin. „Auf dem Wege von Amsterdam nach Brüssel war ich hinter ihm drein und sah ihn noch in letzterer Stadt mit einem Kaufmanne verkehren, der gleichfalls für einen weltlichen Jesuiten gilt, wie der, welcher ihm in Amsterdam das Mädchen abgenommen hatte!"

„Ueberall diese Brut!" murmelte der Czar, heftig mit dem Fuße stampfend. „Ich fange an zu glauben, daß es auch Jesuiten gewesen sind, die in Peterhof die Urkunden entwendet haben!"

Die Czarin, welche sich der eigenthümlichen Worte ihres ersten Mannes erinnerte, und nicht mehr zweifelte, daß der in Amsterdam ans Land Gestiegene im Besitze der Urkunden war, die in Peterhof entwendet worden, und daß er auch ihren ersten Mann in das Geheimniß dieser Papiere eingeweiht habe, gab ihrem Gemahl Recht.

„Ich erkläre mir das plötzliche Verschwinden des Zigeuners dadurch," nahm Kurakin wieder das Wort, „daß er seine Kleider wechselte und sich einem jener Stämme seiner Standesgenossen anschloß, wie sie auch hier das Land unsicher zu machen pflegen!"

„Und wie sie auch die Gegend von Spaa umschwärmten!" ergänzte die Czarin, indem sie mit dem Kopfe nickte. „Ich bin jetzt überzeugt, daß der Mann, der in Amsterdam ans Land stieg und sich in Brüssel deinen Nachforschungen entzog, auch in dieser Gegend gewesen ist. Es ist zu bedauern, daß wir seine Spur verloren haben; aber das Mädchen, das er von Petersburg entführt hat, ist uns fast wichtiger als er, wenn sie die ist, für welche wir sie halten. Und dieses Mädchen haben wir, wie du vorhin sagtest, noch in der Hand?"

Kurakin bejahte und sagte:

„Während ich mich an die Fersen des Zigeuners anheftete, wandte Rumänzoff seine Aufmerksamkeit dem Mädchen zu, das jenen auf der Seereise begleitet hatte. Er beobachtete sie in Brüssel, wohin sie der Kaufmann, der sie in Am=

sterdam aus den Händen ihres ersten Reisegefährten übernommen, brachte, und wo sie in dem Hause eines reichen Mannes Namens Vanglümer verweilte, der sie in diesem Augenblicke nach Cöln begleitete, um sie dort wahrscheinlich eben so sicheren Händen anzuvertrauen, wie die waren, die sie bis zur Stunde gehütet!"

„Du glaubst, daß das lauter weltliche Jesuiten sind, die sie so von einer Stadt zur andern befördern?" warf der Czar ein.

„Die Vermuthung spricht dafür!" entgegnete Kurakin achselzuckend. „Ich habe bemerkt, daß die Familien, deren Gast das Mädchen auf seinen Wanderungen wird, dasselbe möglichst von dem Verkehr mit der Außenwelt abschließen. Dieser Isolirung scheint aber keine feindselige Absicht zu Grunde zu liegen, da Iwanka sonst auf die zuvorkommendste Weise behandelt wird."

„Iwanka heißt das Geschöpf? rief der Czar lebhaft.

„So hörte ich von Rumänzoff, der in Brüssel Mittel fand, an die Dienerschaft des Hauses heranzukommen, in welchem die räthselhafte Person ihr Absteigequartier genommen hatte!"

„Iwanka — Iwanka —" murmelte der Czar, in Gedanken versunken, „wenn mir Recht ist, so nannte der alte Mann, der vor sechs Jahren meine Vermittlung gegen meinen Sohn aufrief, der seiner Tochter nachstellte, diese Tochter Iwanka!"

„Dann wäre sie's also!" fiel die Czarin triumphirend ein. „Dann wäre sie des Czarewitsch Geliebte, und wir könnten uns ihrer in der Richtung, die ich dir unlängst andeutete, gegen ihn bedienen. Laß mich insgeheim mit Kurakin nach Cöln reisen und weiteres Licht in die Sache bringen. Wenn wir ohne Unterbrechung reisen, können wir das Mädchen überholen und vor demselben in Cöln sein."

„Gewiß!" stimmte Kurakin zu. „Sie pflegt mäßige Tagereisen zu machen und hat auf dem Wege von Brüssel nach Cöln schon zweimal übernachtet, in Tirlemont und in Lüttich. Heute wird sie mit ihrem Begleiter wahrscheinlich bis Aachen kommen. Rumänzoff, der ihr wie ihr Schatten in einer Entfernung folgt, die ihn vor der Gefahr bewahrt, für einen Spion gehalten zu werden und als solcher die Aufmerksamkeit ihres

Begleiters auf sich zu ziehen, wird dann gleichfalls in Aachen übernachten. Wenn wir heute Nacht Aachen passiren, können wir ihn aufsuchen, da ich mir mit ihm in Aachen für den möglichen Fall ein Rendezvous gegeben habe, daß du mich ihm gleich wieder nachgeschickt hättest."

„Wie weit ist es von hier nach Cöln?" erkundigte sich die Czarin.

„Mit guten Pferden können wir Verviers in zwei, Aachen in fünf, Cöln in sechzehn Stunden erreichen. Es hat lange nicht geregnet und die Straßen sind gut."

„Wir können also unterwegs Rumänzoff Instructionen geben und morgen vor Nacht in Cöln sein?" fiel die Czarin Kurakin fast in die Rede.

Dieser nickte Bejahung.

„Willst du mich nicht den Versuch machen lassen, das Mädchen zu gewinnen, sobald ich zu ihm gedrungen bin und mich vollends überzeugt habe, daß es diejenige Person ist, für die wir sie halten?" kehrte sich die Czarin zu ihrem Gemahl.

„Thu, was du für nützlich hältst!" entschied der Czar. „Ich vertraue deiner bewährten Klug-

heit, Kathinka. Und damit es dir an ausgiebigem Schutze nicht fehle, will ich dir außer Kurakin auch noch Tolstoi als Begleiter mitgeben."

Katharina verzog keine Miene.

Tolstoi, der mit Peter aus Paris nach Spaa gekommen, war ihr gerade jetzt, wo sie durch seine gegen sie gerichteten Plane einen Strich gemacht hatte, dessen offensive Spitze sich gegen seinen Schützling, die schöne Marie Cantemir, gekehrt, kein angenehmer Begleiter, und sie wußte auch recht gut, daß ihn ihr der Gemahl nur als Aufpasser zutheilte, weil ihm recht wohl bekannt war, daß Tolstoi ihr nicht besonders gut sei. Aber sie ließ sich weder merken, daß sie den Gemahl durchschaue, noch gab sie zu erkennen, daß sie auf Tolstoi's Begleitung gern verzichten würde.

Drittes Kapitel.

In Cöln.

Nachdem der Czar Tolstoi Instructionen ertheilt hatte, die ihn aneiferten, sich den Befehlen der Czarin zu fügen, wenn ihn diese in Cöln zu einer geheimen Mission verwenden sollte, deren Ziel die Habhaftwerdung des Czarewitsch wäre, trat Katharina ihre Reise in sorgfältigst gewahrtem Incognito an.

In Aachen hatte Kurakin eine Unterredung mit Rumänzoff, in welcher er ihn im Namen der Czarin aufforderte, Alles daran zu setzen, daß die Czarin in Cöln insgeheim mit dem Mädchen, das sie so lebhaft interessirte, zusammenkommen könne, ohne daß die Umgebung des Mädchens etwas von dieser Zusammenkunft ahnte.

Rumänzoff versprach sein Möglichstes zu thun, und der Zufall begünstigte ihn.

Der Kaufmann, der das Mädchen in Cöln aus den Händen seines bisherigen Beschützers übernehmen sollte, um es in seinem Hause ausruhen lassen und dann weiter nach Frankfurt zu geleiten, war in Geschäften abwesend und sollte erst in zwei Tagen zurückkehren, so daß der Brüsseler Kaufmann seinen Schützling der Gattin des Abwesenden anvertrauen mußte.

Rumänzoff zog aus dieser Sachlage Nutzen, und nachdem er sich rasch über alle Verhältnisse der Familie, bei welcher sich die junge Russin befand, an welcher der Czarin so viel gelegen war, orientirt und auch erfahren hatte, daß der Hausherr sich eben in Düsseldorf aufhalte, gewann er einen findigen Menschen, den er mit einer Botschaft an die Frau des Abwesenden abschickte.

Der Bote berichtete dieser, daß ihr Gatte in Düsseldorf bedenklich erkrankt sei und sie zu sehen verlange.

Die Botschaft erfüllte ihren Zweck, die Kaufmannsfrau machte sich unverzüglich auf den Weg

nach Düsseldorf und ließ das ihrer Obhut anvertraute Mädchen allein im Hause zurück, ihre blos aus zwei Personen bestehende Dienerschaft anweisend, die Fremde so aufmerksam zu behandeln, als ob sie ein Kind des Hauses wäre.

Jetzt hatte es Rumänzoff lediglich mit dieser Dienerschaft zu thun, und es wurde ihm, da er Geld mit vollen Händen ausstreute, nicht schwer, dieselbe für sich zu gewinnen.

Er stimmte sie so, daß sie versprach, ein Auge zuzudrücken, und auch gegen die Herrschaft darüber zu schweigen, wenn das fremde Mädchen, welches die Frau vom Hause bei ihrer schleunigen Abreise in letzterem zurückgelassen hatte, den Besuch einer Dame erhielte.

Nachdem Alles so arrangirt war, daß die Czarin im tiefsten Incognito mit vollster Sicherheit zu Jwanka kommen konnte, stattete Rumänzoff seiner Gebieterin Bericht ab über seine mit Erfolg gekrönten Bemühungen, ihr die so sehnlich gewünschte Unterredung mit dem Mädchen zu vermitteln.

Kurze Zeit darauf stand die Czarin vor Jwanka, die sie, ohne sie zu erkennen, bestürzt

ansah, da sie auf den ersten Blick inne wurde, daß sie es in dem unerwarteten Besuche mit einer vornehmen Landsmännin zu thun habe.

Nachdem die Czarin das schöne Mädchen eine Weile mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte sie in gewinnendem Tone:

„Du scheinst mich nicht zu kennen, Iwanka, — denn das ist doch dein Name?"

Das Auge der Czarin haftete mit Spannung auf dem Antlitze des Mädchens, da der nächste Augenblick darüber entscheiden mußte, ob sie mit ihren Combinationen bezüglich ihres nunmehrigen Gegenübers auf der richtigen Fährte gewesen, ob sie wirklich die Geliebte des Czarewitsch vor sich habe.

„Ich heiße Iwanka!" hauchte das überrumpelte Mädchen tonlos.

„Du heißest Iwanka und bist des Czarewitsch Geliebte — nicht so?" sagte die Czarin rasch.

Feuerröthe überzog Iwanka's Gesicht, in welchem sich Verlegenheit, Angst und Bestürzung um die Oberhand stritten.

Die Czarin wußte genug.

Sie trat dem entsetzten Mädchen, das sie kaum anzublicken wagte, einen Schritt näher, ergriff dessen Hand und sagte in sanftem, herzlichem Tone, ihre Züge in ein wohlwollendes Lächeln kleidend:

„Fürchte dich nicht vor mir — ich bin des Czarewitsch, deines Geliebten, Mutter und meine es gut mit dir!“

Dem Mädchen entfuhr ein unartikulirter Schrei.

Wie vom Blitz getroffen stand es einen Augenblick da und starrte die Frau an, die sich die Czarin nannte.

Dann schien der Verstörten der Gedanke zu kommen, zu fliehen, aber die Füße versagten ihr den Dienst, den sie ihnen zugemuthet.

Wie in den Boden gewurzelt stand sie da, und hätte sich nicht gerührt, wenn sie die Czarin auch nicht festgehalten hätte.

Ihr Busen hob sich krampfhaft, ihr tiefes Athmen glich einem Keuchen, und als die Czarin nicht aufhörte, sie mit einem Zutrauen erweckenden Blick anzusehen, als sie der Fassungslosen mit einem sanft hingehauchten: „Fürchte dich

nicht, Iwanka!" neuerlich Muth zusprach, sank das Mädchen vor ihr in die Knie und hob die Hände wie mit flehender Geberde gegen sie.

Die Czarin war natürlich zufrieden damit, daß ihr bloßes Erscheinen hingereicht habe, die Geliebte ihres Stiefsohnes in Demuth und Zerknirschung vor sie hinzuwerfen, und fuhr fort, das Eisen zu schmieden.

Ihre Hand auf den Kopf der im Staube vor ihr Liegenden stützend, sagte sie in gütigem Tone:

„Ich wiederhole es dir noch einmal, Iwanka, ich bin nicht deine Feindin. Ich weiß Alles, ich kenne deine Anhänglichkeit an meinen Sohn, dein Bestreben, ihm zu dienen, das dich in der Verkleidung einer Nonne nach Berezani führte —"

Iwanka richtete einen Blick, der sich nicht schildern läßt, einen Blick, in dem sich Staunen, Bewunderung mit Entsetzen und Grauen mischten, auf die Czarin und murmelte, dieser in die Rede fallend:

„Bist du allwissend, Mütterchen?"

Die Czarin lächelte triumphirend, da jetzt auch der letzte Zweifel entschwunden war, daß sie

es in Iwanka nicht mit derjenigen zu thun haben könnte, die sie in ihr vermuthete.

„Ich kenne die Dienste sogar, die du dem Czarewitsch geleistet, indem du ihm die Urkunde zubrachtest, die in Berezani verborgen gewesen!" fuhr die Czarin fort. „Aber ich sage dir auch, daß du auf falschen Wegen warst, als du meinem Sohne auf diese Art dientest, und daß die Sache für dich, für ihn und für eine Dritte, mit der du in Berezani in geheimem Einverständnisse lebtest, unglücklich hätte ausfallen können, wenn der Czar, mein Gemahl, nicht ein so guter Herr wäre."

„Der Czar — ein guter Herr?" stammelte Iwanka, indem sie die Czarin ungläubig ansah.

„Wäre ich hier bei dir, wenn er nicht ein guter Herr wäre?" rief die Czarin lebhaft. „Lägest du nicht vielmehr im tiefsten Kerker, wenn er hätte Strenge walten lassen wollen? Der Czar, der wußte, daß du von Petersburg entflohen seiest, nachdem du seinem Sohne eine wichtige Urkunde, die du im Kloster von Berezani entwendet hast, zugetragen, hätte dich in dem Augenblick, wo du in Amsterdam ans Land stiegst,

festnehmen lassen können — dich und deinen Begleiter. So aber ließ er Euch frei hingehen, und nun entsendet er mich, seine Gemahlin, an dich, um dir sagen zu lassen, daß er weder dir noch dem Manne, den du liebst, ein Haar krümmen wolle."

„Ist es wahr, was du da sagst, Mütterchen?" stammelte Iwanka, indem auf ihrem Gesichte die Hoffnung aufzuleuchten begann.

„Der Czarewitsch hat sich schwer gegen seinen Vater vergangen, indem er sich von bösen Rathgebern verleiten ließ, an einem Aufstande theilzunehmen, der gegen das Regiment seines Vaters gerichtet war!" fuhr die Czarin fort. „Du weißt so gut wie ich, daß die Vorsehung die schlimmen Anschläge der Verschworenen vereitelt hat und daß sich mein Sohn genöthigt sah, sein Heil in der Flucht zu suchen. Wo er auch immer sein mag, er hat einen Vater, der zum Verzeihen bereit ist, wenn der Sohn reuig in seine Arme zurückkehrt. Mehr noch! Er hat in mir eine Mutter, die nur mit blutendem Herzen Zeugin der Mißhelligkeiten war, die jahrelang das Verhältniß zwischen Vater und Sohn verbitterten,

die sich endlich in dem feindseligen Vorgehen des Sohnes gegen den Vater gipfelten. Ich will thun, was in meinen Kräften steht, den Czarewitsch mit seinem Vater auszusöhnen, und du sollst mir bei diesem Friedenswerke behilflich sein!"

„Ich?" verwunderte sich Iwanka. „Was kann ich dabei thun?"

„Du kannst ihn bestimmen, den Vorschlägen seines Vaters Gehör zu geben! Du bist, ich weiß es, auf dem Wege zu ihm — du wirst dich mit ihm vereinigen, du kannst ihn uns wiedergeben! du kannst den Boten meines Gemahls die Wege ebnen und bewirken, daß ihre Worte auf fruchtbaren Boden fallen, denn schrecklich wäre es, wenn die Abgesandten des Czaren unverrichteter Dinge und mit der Meldung zurück kämen, daß sie bei dem Czarewitsch ein verhärtetes, unversöhnliches Gemüth gefunden. Dann würden die versöhnlichen Absichten des Czaren dahinschmelzen in der Gluth des von neuem aufflammenden Zornes, und ich könnte es nicht hindern, daß ein fürchterliches Gericht hereinbräche über Alle, die zum Czarewitsch gehalten, über seine Mutter

sogar, welche die Verstocktheit ihres Sohnes am grausamsten büßen würde!"

Iwanka richtete einen scheuen Blick auf die Czarin und flüsterte:

„Du bist überzeugt, Mütterchen, daß der Czar seine Gnade auf Alle ausdehnen würde, die er im Verdachte hat, mit dem Czarewitsch gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, sobald dieser zurückkehrte?"

Es war ein Blick angstvoller Spannung, mit welchem Iwanka die Czarin festhielt, welche sich beeilte, in aufrichtigstem Tone zu erwiedern:

„Ich bürge dir dafür, daß weder dem Czarewitsch, noch dir, noch seiner Mutter, noch sonst Jemandem aus seinem Anhange ein Haar gekrümmt wird, wenn der Czarewitsch mit denen, die sein Vater entsandt, ihn zu holen, nach Moskau zurückkehrt. Ich kenne die Absichten meines Gemahls genau, und ich wiederhole dir noch einmal, sie sind die versöhnlichsten. Mein Gemahl kennt seines Sohnes geheime Wünsche, er weiß, daß der Czarewitsch vor Verlangen brennt, den Friedensvertrag zerrissen zu sehen, den uns die hohe Pforte vor sechs Jahren aufzwang,

als wir uns mit unserem Heere in verzweifelter Lage befanden. — Die Boten, die jetzt an den Czarewitsch gehen, sind bevollmächtigt, ihm mitzutheilen, daß der Czar schon lange in seinem Geiste erwäge, ob jetzt nicht die richtige Zeit gekommen sei, die Scharte vom Jahre 1711 auszuwetzen. Der gekränkte Vater bietet dem irregeführten Sohne nicht blos Verzeihung, sondern auch Gewährung eines heißen Wunsches, er eröffnet ihm die Aussicht auf ein Commando in dem bevorstehenden Türkenkriege! Wie ich den herben Sinn des Czarewitsch aber kenne, steht zu fürchten, daß er die Hand des Vaters zurückweist, wäre es auch nur aus Mißtrauen gegen die versöhnlichen Vorschläge, die ihm vielleicht unglaublich scheinen werden. Da sollst du nun mithelfen! Ich rufe dich auf zu dem guten Werke im Namen des Vaterlandes, im Namen des heiligen Moskau, im Namen dessen, den du liebst, und den du vor unsäglichem Elend, vor dem Verderben bewahren, den du den Seinigen, die nach ihm verlangen, wiedergeben kannst! Ich frage dich, Iwanka, willst du thun, was ich, deine Czarin, von dir verlange, was dir selbst

zu dauernder Verbindung mit dem geliebten Manne verhelfen kann, für den du doch zittern und bangen mußt, so lange er, ein rechtloser Flüchtling, in fremden Ländern weilt?"

„Sprich, Mütterchen," stammelte Iwanka fortgerissen durch die Beredtsamkeit der Czarin, welche es verstanden hatte, die richtigen Töne anzuschlagen, um auf das Geschöpf zu wirken, das noch immer vor ihr auf den Knien lag und zu ihr aufsah, wie zu einem höheren Wesen, „sprich, was verlangst du von mir? Wenn es nicht über meine Kräfte geht und dem Czarewitsch kein Unheil daraus erwächst, will ich es thun!"

„Schwörst du mir das auf dieses Kreuz?" rief die Czarin, mit Blitzesschnelle ein Kreuz von Smaragden aus dem Busen ziehend und Iwanka vor die Augen haltend, daß sich diese, geblendet von dem Glanze, den die Steine ausstrahlten, für einen Augenblick schlossen.

Als Iwanka dieselben wieder aufschlug, berührte sie mit ihren Lippen das Kreuz, legte die Finger auf dasselbe und rief mit fester Stimme:

„Ich schwöre!"

„Du hast deinem und deines Geliebten Schicksal mit diesem Schwure für immer eine freundlichere Wendung gegeben!" sagte die Czarin in zufriedenem Tone. „Laß mich jetzt, wo du dich mir durch einen feierlichen Schwur zu eigen gegeben hast, zu dir sprechen, wie eine Mutter zu ihrem Kinde. Erhebe dich vor Allem!"

Iwanka gehorchte.

„Sage mir jetzt, wo du meinen Sohn zu finden hoffst!" fuhr die Czarin in gütigem Tone fort, indem sie einen durchdringenden Blick auf die in demüthiger Haltung vor ihr stehende Iwanka richtete.

„Ich weiß es nicht!" versicherte Iwanka unbefangen.

„Ich glaube dir!" sagte die Czarin. „Aber du wirst doch wissen, wohin du zunächst gehst, welches das vorläufige Ziel der Wanderung ist, auf welcher du gegenwärtig begriffen bist!"

„Ich glaube, daß man mich nach Wien führt!" entgegnete Iwanka. „Aber ich weiß nicht, ob ich dort den Czarewitsch finde!"

„Jedenfalls wirst du in Wien erfahren, wohin dich deine Freunde von dort zu bringen ge-

denken!“ setzte die Czarin ihre Forschungen fort. „Wenn du es erfahren haben wirst, willst du es uns mittheilen?“

„Wie kann ich das?“ wandte Iwanka ein. „Ich bin nie unbewacht. Es erscheint mir wie ein Wunder, daß man dich hier zu mir kommen ließ. Meine Freunde und bisherigen Beschützer fürchten ohne Zweifel die weitreichende Hand des Czaren. Sie wissen nicht, daß er so mild gestimmt ist gegen den Czarewitsch und dessen Freunde, wie du mir ihn geschildert hast. Damit mir kein Schaden geschehe, halten sie mich in möglichster Verborgenheit und lassen niemand Fremden mit mir verkehren!“

„Du siehst, daß ihnen das nichts nützt!“ bemerkte die Czarin mit einer gewissen Feierlichkeit. „Die Czarin ist allmächtig, und vor ihr öffnen sich alle Thüren und erblinden die Augen aller Wächter!“

„Ich sehe es!“ murmelte Iwanka eingeschüchtert.

„Ich mußte dich sprechen,“ fuhr die Czarin fort, „weil davon das Heil des Czarewitsch, dem ich von Herzen gut bin, trotzdem er mich immer

wie seine Feindin behandelte, weil davon der Friede des czarischen Hauses abhing, für dessen Wiederherstellung ich jedes Opfer bringen würde. Ich habe meinen Zweck erreicht und dich gefunden trotz aller Späheraugen, die dich hüten. Du wirst die Erfahrung machen, daß Niemand von deiner Umgebung eine Ahnung davon hat, daß die Czarin mit dir verhandelt habe. Du selbst wirst darüber schweigen gegen Jedermann, auch gegen den Czarewitsch — versprichst du mir das?"

„Ich verspreche es!"

„Gut! Jetzt will ich dir auch das Mittel an die Hand geben, wie du uns in Wien mittheilen kannst, wohin du dich von dort begiebst. Du wirst, wenn du dich auch noch so kurze Zeit in Wien aufhalten solltest, doch gewiß Gelegenheit haben, den weltberühmten Stephansdom zu sehen. Sollte man dir ihn nicht von freien Stücken zeigen, so verlange ausdrücklich dahin geführt zu werden. Man wird nichts Arges hinter dem Wunsche wittern und ihm sicherlich willfahren. Vor der Hauptpforte der Stephanskirche wirst du aber einen Bettler stehen sehen,

der das linke Auge verbunden haben und den rechten Arm in einer Schlinge halten wird. Diesem krüppelhaft aussehenden Bettler nähere dich harmlos, als ob du ihm ein Almosen reichen wolltest. Er wird dich mit den Worten empfangen: Gesegnet sei das heilige Moskau! Du wirst ihm, sobald er dich diese Worte hören ließ, den Ort nennen, welchen man dir selbst in Wien als dein nächstes Reiseziel bezeichnet hat. Willst du dich in Allem nach meinen Worten richten?"

„Ich will!" hauchte Iwanka.

„Nun das Letzte und Wichtigste!" sagte die Czarin, nachdem sie ihre Zufriedenheit durch ein Kopfnicken zu erkennen gegeben hatte. „Sobald du beim Czarewitsch bist, vertraust du ihm an, daß dir die Mutter Gottes dreimal hinter einander im Traum erschienen sei und dir aufgetragen habe, dem Czarewitsch zur Aussöhnung mit seinem Vater zu rathen. Du wirst ihn auffordern, dem Willen der Muttergottes nicht entgegen zu handeln, und diese Aufforderung bei jeder geeigneten Gelegenheit nachdrücklich wiederholen. Das Uebrige werden die Boten des

Czaren thun. Du selbst darfst dir dem Czarewitsch gegenüber nicht merken lassen, daß du um den Inhalt ihrer Sendung, in welchen ich dich vertrauensvoll eingeweiht habe, weißt. Du hast nun Alles vernommen, was ich von dir verlange. Es ist nicht viel und macht dir auch wenig Mühe, doch soll es zu deinem und des Czarewitsch Heil ausschlagen. Der Czarewitsch wäre nicht der erste russische Prinz, der sich sein Weib aus niedrigem Stande wählte."

Die Czarin richtete, indem sie diese bedeutungsvollen, aufmunternden Worte sprach, einen Blick voll liebevollen Wohlwollens auf Iwanka, der seinen Eindruck auf das einfache Geschöpf nicht verfehlte und dasselbe vollends gefangen nahm, so daß es von der Czarin mit der vollen Ueberzeugung schied, daß es diese wirklich gut und aufrichtig mit ihrem Stiefsohne meine.

Viertes Kapitel.

Ein Manifest.

Nachdem es der Czarin gelungen war, Iwanka auf ihre Seite zu bringen, kehrte sie nach Spaa zurück, ohne daß irgend Jemand in Cöln erfahren hätte, welche hohe Persönlichkeit die Stadt im Vorüberfluge gestreift habe.

Kurakin war auf dem Rückwege ihr einziger Begleiter, da sie Tolstoi Befehl gegeben hatte, sich unverzüglich nach Wien zu begeben und dort die weiteren Befehle des Czaren zu erwarten.

Tolstoi sollte Tag und Nacht reisen, um vor Iwanka in Wien einzutreffen, wo ihm zunächst die Sorge oblag, von der Letzteren die Parole über den Aufenthaltsort des Czarewitsch einzuholen.

Rumänzoff aber hatte vom Czar die Weisung erhalten, Tolstoi zu begleiten, wenn ihn die Czarin von Cöln irgend wohin entsenden würde.

Der Czar billigte das Vorgehen seiner Gemahlin in jeder Beziehung und sandte einen Courier an Tolstoi, der diesem vorschrieb, wie er sich weiter zu benehmen habe, nachdem man dem Aufenthaltsorte des Czarewitsch auf die Spur gekommen sein würde.

Gleichzeitig leitete er dem Wiener Hofe und den Jesuiten gegenüber, welchen beiden er ihre Parteinahme für seinen flüchtigen Sohn nachtrug, zuerst sachte, dann immer kategorischer jene Schritte ein, die, nachdem sie eine wachsende Erbitterung zwischen Wien und Petersburg hervorgerufen, endlich zu folgendem merkwürdigen Actenstücke sich zuspitzten:

„Auf Befehl Seiner czarischen Majestät wird hiemit Allen, denen daran gelegen ist, zu wissen gethan: Es ist ohne Zweifel weltkundig, daß Seine czarische Majestät jederzeit ein aufrichtiges Verlangen gehegt und sich eifrig bestrebt haben, die von den Vorfahren herstammende Freundschaft mit Seiner Römisch-Kaiserlichen Majestät

nicht nur ohne Abbruch zu erhalten, sondern auch noch zu vergrößern und zu befestigen. Zufolge dessen haben Seine czarische Majestät gegen den Residenten Seiner kaiserlichen Majestät an dem Hofe Seiner czarischen Majestät, Otto Bleyer, dessen öfteres Seiner czarischen Majestät sehr präjudicirliches Betragen, nämlich seine Gemeinschaft und ganz unerlaubten, auf Meuterei sich beziehenden Rathschläge mit einigen treulosen Unterthanen Seiner czarischen Majestät im abgewichenen 1717ten Jahre durch die angestellten gerichtlichen Untersuchungen an den Tag kamen, und der sich dadurch selbst nach dem allgemeinen Völkerrechte der Privilegien seines Characters verlustig machte, aus Hochachtung gegen Seine kaiserliche Majestät eine ganz besondere Nachsicht gebraucht. Denn obgleich Seine czarische Majestät vollkommen berechtigt waren, hierüber ihre Empfindlichkeit zu äußern und mit ihm eben so wie andere Potentaten in ähnlichen Fällen mit ausländischen Ministern zu verfahren: so haben Sie ihn doch von ihrem Hofe nicht verwiesen und ihm denselben auch nicht verboten, sondern nur Seiner kaiserlichen Majestät sein

erwähntes unrechtmäßiges und Seiner czarischen Majestät präjudicirliches Betragen, sowohl durch ihren dasigen Residenten Weselowsky, als auch hernach durch den blos deswegen abgeschickten Generaladjutanten Baron Löwenbolde ungesäumt vorstellen und freundschaftlich begehren lassen, daß Seine kaiserliche Majestät diesen Bleyer als eine zu der von beiden Seiten gewünschten Erhaltung einer wahren Freundschaft ganz ungeschickte Person von dem Hofe Seiner czarischen Majestät zurückberufen wollen. Als auch darauf Seine czarische Majestät das Schreiben Seiner kaiserlichen Majestät über dessen Zurückberufung empfangen hatten, so blieb er doch zur Besorgung seiner Angelegenheiten noch viele Monate in St. Petersburg und reisete nach eigenem Gefallen, als er selbst wollte, von hier an den Hof Seiner kaiserlichen Majestät zurück, woran er von Seiner czarischen Majestät gar nicht gehindert wurde. Es hatten also Seine czarische Majestät die ungezweifelte Hoffnung, daß Seine Majestät in Erwägung des erwähnten so nachgebenden Verfahrens Seiner czarischen Majestät von diesem Bleyer angethane Beleidigung er=

kennen und eine derselben angemessene billige Genugthuung zu geben belieben würde. Allein anstatt dieser erwarteten Genugthuung ließen Seine kaiserliche Majestät nach Bleyer's Abreise aus den Staaten Seiner czarischen Majestät wider alles Vermuthen den Befehl ergehen, den Residenten Seiner czarischen Majestät Weselowsky ohne alle von ihm gegebene Ursache auf eine sehr unfreundliche Art, als ob er ein feindlicher Minister wäre, in einer sehr kurzen Frist, nämlich in acht Tagen, von Dero Hof und aus Dero Erblanden zu verweisen, so daß ihm nicht einmal die Zeit gelassen wurde, seine Angelegenheiten zu besorgen und noch weniger über diesen Vorfall mit dem Hofe Seiner czarischen Majestät zu correspondiren. Dasselbe Schicksal betraf auch Andere, denen doch nur Handlungsangelegenheiten aufgetragen waren, denn zu eben der Zeit wurde auf Befehl Seiner kaiserlichen Majestät in Breslau Rieß, der von Seiner czarischen Majestät zwar ein Patent und eine Handelscorrespondenz, weiter aber gar keine Aufträge hatte und dort in seinem eigenen Hause wohnte, ebenfalls höchst eilig und zu seinem großen Scha=

den von da verwiesen, welches Alles Seiner czarischen Majestät nicht anders als sehr empfindlich sein kann. Nun befinden sich aber in dem Reiche Seiner czarischen Majestät, sowohl in Sanct Petersburg als in Moskau und in anderen Städten von Seiner kaiserlichen Majestät abgeschickte sogenannte Jesuitenmissionarien, die neben der Verrichtung des Gottesdienstes auch Briefwechsel unterhalten. Es ist ihnen zwar durch alte Ukase der Aufenthalt im russischen Reiche verboten, weil bekannt ist, daß diese Ordensleute außer der Seelsorge sich gerne in Geschäfte mischen, die sie nichts angehen, allein sie haben sich hier in der Gestalt anderer Ordensgeistlichen mit kaiserlichen Empfehlungsschreiben eingefunden, und wenn man gleich ersah, wer sie waren, so wurde ihnen doch aus Achtung für diese Empfehlung nicht verwehrt, sich in Rußland zu verweilen. Da nun aber, wie oben beschrieben ist, von Seiten Seiner kaiserlichen Majestät sogar mit denen, die nur über Handelsgeschäfte zu correspondiren hatten, solchergestalt verfahren worden: so haben Seine czarische Majestät ver-

möge des Wiedervergeltungsrechtes zu erklären befohlen, daß jene Jesuitenmissionarien, als Correspondenten mit ihren Bedienten unverzüglich aus allen Städten und Ländern Seiner czarischen Majestät verwiesen und über die Grenze gebracht werden sollen, welches ohne allen Aufschub zu bewerkstelligen ist."

Von dem Originalentwurfe dieser vom Kanzler Golowkin unterzeichneten Declaration, in welchem Peter eigenhändig Aenderungen gemacht, wurden drei Copien angefertigt, welche der Major Rumänzoff nach Moskau mit dem Befehle überbrachte, eine Copie den Jesuitenmissionarien einzuhändigen, eine zweite bei der katholischen Kirche aufzuhängen und die dritte anderen „Schriftgelehrten" von derselben Religion zuzustellen.

Der römisch-deutsche Kaiser und der Czar standen einander von dem Augenblicke, wo der letztere diese diplomatische Brandrakete in die Welt hinaus warf, wie feindliche Monarchen gegenüber.

Das war der interessante Abschluß jener Intimität, welche Peter mit dem Wiener Hofe seit mehr als zwanzig Jahren angestrebt hatte und

deren Blüthezeit in die letzten Regierungsjahre des Kaisers Leopold des Ersten fiel, welcher im Jahre 1697 ein drei Jahre geltendes Offensiv- und Defensivbündniß mit Peter abschloß, dem Polen und Venedig beitraten.

Diese Allianz, welche Peter im Jahre 1712 so gern wieder aufleben gemacht hätte, war in Wien aus den Berathungen des böhmischen Hofkanzlers Grafen Kinsky, dem der Feldmarschall Starhemberg und der Hofrath Graf Zeil beigegeben waren, mit dem russischen Gesandten Nikita Nephimonoff hervorgegangen und kehrte ihre Spitze natürlich gegen die Türken.

Czar und Kaiser verpflichteten sich, den gemeinschaftlichen Feind, die Türken und die Tartaren, nach besten Kräften zu Land und zu Wasser zu bekriegen, sich ihre beiderseitigen Kriegsplane mitzutheilen und keinen Separatfrieden abzuschließen.

Um die durch diese Allianz officiell besiegelten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Wien und Moskau wo möglich noch zu kräftigen — und vielleicht auch, um auf gute Art ein halbes Dutzend Jesuiten nach Moskau zu werfen und

gleichzeitig auszukundschaften, ob der Czar, der zwei Armeen gegen die Türken im Felde stehen hatte, eine unter Soltikoff, die Azow belagerte, und eine zweite unter Dolgoruky und Mazeppa, die bei Otschakow lagerte, den Krieg mit Energie führe — schickte Kaiser Leopold im Winter 1698 eine außerordentliche Gesandtschaft nach Moskau, an deren Spitze der Hofkriegsrath von Guariant stand, der schon zweimal in außerordentlicher Sendung in Konstantinopel und in Moskau gewesen war und während der Belagerung Wiens durch die Türken täglich aus der belagerten Stadt, in der er sich aufhielt, einen Brief an den Kaiser abgefertigt hatte, wobei er sein Leben mehr als einmal in die Schanze schlug.

Der Gesandtschaftssecretär Korb, der Guariant nach Moskau begleitete, hat über diese Gesandtschaftsreise ein lateinisches Diarium herausgegeben, das die pikantesten Enthüllungen enthält, da Korb ein aufmerksamer Beobachter russischer Sitten und Gebräuche war.

Fünftes Kapitel.

Ein Tagebuch.

Schon die Art, wie die Expedition vor sich ging, ist interessant genug.

Der Gesandte verließ in einem Sechsspänner Wien, dem acht andere Wagen folgten, davon der Küchenwagen eine solche monströse Maschine war, daß er die Reise vielfach behinderte und endlich unterwegs in einem Jesuitenkloster zurückgelassen wurde.

Mit den Jesuiten stellte sich die kaiserliche Ambassade überhaupt auf den besten Fuß. Nicht nur, daß sie zwei Wagen voll Jesuiten, die in Moskau abgeladen werden sollten, um andere Missionäre, die schon längere Zeit in Rußland

gearbeitet, abzulösen, mit sich führte, so liebte sie es auch, in Jesuitenklöstern zu übernachten.

Der kaiserliche Gesandte ließ überhaupt unterwegs keine Jesuitenkirche unbesucht und beschenkte die Klöster reichlich.

Die Gesandtschaft führte fünfzig Pferde und zwei englische Monstrehunde mit sich und kam am ersten Tage nicht weiter als nach — Stannersdorf, nachdem der Hofkammerpräsident Graf Bruner selbst bei der Ueberfuhr intervenirt hatte, um den Schiffern die gewissenhafteste Pflichterfüllung einzuschärfen.

Das zweite Nachtlager fand in Gaunersdorf, das dritte in Kesselsdorf, das vierte in Nikolsburg statt, und erst am achten Tage kam man, Dank dem fatalen Küchenwagen, nach Olmütz, wo im „Goldenen Pferde" übernachtet wurde.

Hinter Olmütz blieb der Küchenwagen wieder im Schnee stecken, und die ganze männliche Bevölkerung von Petersdorf mußte aufgeboten werden, um ihn flott zu bekommen. Der Ortsrichter von Petersdorf machte kurzen Proceß — er ließ die Leute, die schon schliefen, zusammentrommeln

und die ganze Nacht hindurch schaufeln und arbeiten.

An der polnischen Grenze ließ der polnische General Lescinsky — der nachmalige Gegenkönig von Polen — der die polnische Grenzfestung befehligte, und dem die Masse der Gegenstände, welche der Gesandte mit sich führte, auffiel, diesen schwören, daß er nichts mit sich führe, als was er bei sich zu haben berechtigt sei.

Nach dieser eigenthümlichen Zollabfertigung mochte die Gesandtschaft zusehen, wie sie mit den Dieben fertig würde, von denen die polnischen Städte und Wälder wimmelten.

Bei Thorn stritt sich die Gesandtschaft um das Brückengeld, das man ihr abverlangte. Sie setzte der unberechtigten Forderung die gesandtschaftliche Immunität entgegen, reüssirte auch schließlich, vertrödelte darüber aber einen ganzen Tag.

In Danzig sang der Gesandte beim sonntägigen Gottesdienste die lauretanische Litanei und erhielt dann einen Brief von seiner Frau Gemahlin, die ihm meldete, daß sie nachträglich den Segen des Cardinals Colonitsch, des Erzbischofs von Wien, für ihn erbeten habe.

Die Danziger Senatoren begrüßten den Gesandten in gewähltem Deutsch und erfreuten ihn durch Uebersendung von zwölf Fäßchen Rheinwein.

Die Reise ging nun über Königsberg, Wilna, Minsk nach Sklow, wo der Dniepr die Grenze zwischen Littauen und Rußland bildete.

Die littauische Grenzfestung unterstand dem General Genasky, dessen Vater den rechten Flügel der Polen befehligt hatte, als diese unter Sobiesky Wien entsetzten.

Man zeigte dem Gesandten die Stelle, wo vor fünfzehn Jahren wegen des Friedens verhandelt worden war. Damit der Moskowiter und der Pole bei den Conferenzen jeder auf seinem Territorium säße, hatte man damals in der Mitte des Grenzflusses auf der Brücke eine freischwebende Tribüne errichtet, auf welcher der Friede besprochen und unterzeichnet wurde.

In Smolensk lud der russische Gouverneur Soltikoff den Gesandten zur Tafel, der jedoch ablehnte, weil ihn Soltikoff nicht früher besucht hatte. Madame Soltikoff legte den Conflict bei, und der Gouverneur schickte, Kränklichkeit

vorschützend, seinen Wagen, um den Gesandten zur Tafel abzuholen.

Auf der Sendung dieses Wagens war der österreichische Botschafter mit Festigkeit bestanden, betonend, daß, wenn der Gouverneur so kränklich sei, daß er nicht ausfahren könne, seine Pferde hinwiederum so müde seien, daß er ihnen nicht zumuthen könne, ihn nach dem Gouvernementshôtel zu bringen.

In so kleinlichem Etiquettenstreite war man damals überhaupt groß.

Als die Könige von Dänemark und Polen im Juli 1709 gemeinschaftlich nach Berlin reisten, trafen sie in Jüterbogk eine eigene Vereinbarung, in welcher sie den Schwierigkeiten des Ceremoniells dadurch begegneten, daß sie beschlossen, abwechselnd einen Tag um den andern in Berlin und Potsdam den Vorrang einzunehmen, der eigentlich dem Hofreglement zufolge dem Könige von Dänemark, der aus einem alten Königshause stammte und ein legitimer Erbkönig, kein bloßer Wahl- und Titularkönig wie der König von Polen, war, gebührt hätte.

Diesen Vorrang machte auch in Moskau der

dänische Gesandte dem österreichischen Botschafter gegenüber geltend, als dieser den polnischen Gesandten früher zur Tafel lud als ihn. Glücklicherweise war der polnische Gesandte dem österreichischen ein Stück entgegengefahren und hatte diesem auch in Moskau selbst vor dem polnischen Gesandten einen Besuch abgestattet, so daß der österreichische Botschafter diese beiden Umstände als Entschuldigungsgründe geltend machen konnte.

In der Gegend von Moskau war es nicht geheuer; man zeigte der Ambassade ein am Saume eines Waldes aufgerichtetes und mit dreißig Inschriften versehenes Kreuz und belehrte sie, daß diese dreißig Inschriften eben so viele Namen von Reisenden bedeuteten, die auf dieser Stelle von Wegelagerern ins Jenseits befördert worden.

In Mammonaff, einige Stunden von Moskau, mußte die Gesandtschaft Halt machen, weil sie erst nach vier Tagen in Moskau eingelassen werden sollte.

Man muß sich hier gegenwärtig halten, daß die Russen fremden Gesandten stets mit dem größten Mißtrauen entgegenkamen.

Wenn ein Gesandter an die Grenze kam, so mußte er die Statthalter der Bezirke, die er bis Moskau zu passiren hatte, von seiner Ankunft benachrichtigen. Man legte ihm eine Menge Fragen vor, die sich auf sein Vaterland, auf seinen Souverän, auf seinen Stand und seine Titel bezogen; man erkundigte sich, ob er schon in Rußland gewesen sei und die russische Sprache verstände. Seine Antworten wurden dem Czar umständlich und genau referirt, man schrieb dem Gesandten den Weg und die Orte vor, wo er speisen und übernachten mußte. Zuweilen dauerte es sehr lange, ehe vom Czar die in diesem Falle erwarteten Instructionen bei den Statthaltern anlangten. Dieser Aufenthalt war um so unangenehmer, als man deshalb ungeachtet des Winterfrostes ganze Tage im freien Felde zubringen mußte, bis plötzlich mehrere Beamte in reicher Kleidung und mit einer Abtheilung Reiterei erschienen, lange Reden hielten und sich nach der Gesundheit des Gesandten und seines Souveräns erkundigten.

Herberstein, der Gesandte des Kaisers Maximilian bei Iwan Wassilowitsch, schildert das

Gebahren eines russischen Bojaren, der ihn zu bewillkommnen und nach Moskau zu geleiten hatte.

Obwohl der Mann schneeweißes Haar hatte, tummelte er sich doch wie ein Jüngling umher, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann. Als ihm Herberstein seine Verwunderung über dieses unnütze Echauffement ausdrückte, sagte der alte Mann mit Selbstbewußtsein: „O Herr Baron, wir sind gewohnt, unserem Monarchen ganz anders zu dienen, als Sie!"

Peter bewies sich allerdings fremden Gesandten gegenüber entgegenkommender, als seine Vorfahren, namentlich in der ersten Hälfte seiner Regierungszeit. Später huldigte auch er dem Mißtrauen, namentlich seit die Aufzeichnungen des englischen Gesandten in Moskau, Sir James Withwort, publicirt worden waren, und seit er den französischen Gesandten hinter dem im Jahre 1717 erschienenen Buche: „Interessante und wenig gekannte Belegstücke zum Geschichtsgebrauche" vermuthete.

In den Aufzeichnungen Withwort's hatte sich folgende Stelle gefunden, die Peter sehr verdroß:

„Gestern am 11. März 1708 gab mir der

Czar eine feierliche Audienz. Bei dieser Gelegenheit sah ich den Czarewitsch Alexei. Es ist ein achtzehnjähriger, großer, schöner Prinz, der aber lange Zeit vernachlässigt worden ist und noch jetzt die Charge eines Fähnrichs bei der Preobratschenskischen Garde bekleidet. Der Czar erblickte in dem Großfürsten einen von Jugend auf bösartigen Knaben, den ungerathenen Sohn einer ihm bald gleichgiltig, später sogar verhaßt gewordenen Czarin. Mit solchen Gefühlen im Herzen ging der Czar recht sichtbar unväterlich gegen den Sohn zu Werke, duldete den Großfürsten nur selten in seiner Nähe, behandelte ihn streng und mißhandelte ihn sogar oft vor Zeugen. Bis über die Knabenjahre hinaus trieb sich der Czarewitsch den ganzen Tag, meist schmutzig und abgerissen, unter zerlumpten Spielgenossen auf öffentlichen Plätzen und Spaziergängen Moskaus herum. Er wuchs so in gänzlicher Verwilderung und Unwissenheit heran."

In dem in Paris erschienenen Werke, dessen Autorschaft der Czar dem französischen Gesandten zuschrieb, wurde der Sage Erwähnung gethan, daß die schöne und junge Gemahlin des Czare-

witsch nicht gestorben, sondern durch Polen und Deutschland nach Frankreich geflohen und statt ihrer ein leerer Sarg in die Gruft getragen worden sei.

Die Flucht der Großfürstin sollte mit Hilfe einer damals als Gast am Petersburger Hofe weilenden deutschen Dame, der Gräfin Aurora von Königsmark, glücklich bewerkstelligt und die Großfürstin nur von einer jungen Dame und einem alten treuen Diener begleitet worden sein. Nachdem sie nach einer ihrem Vater gehörigen Stadt den Namen einer Gräfin von Helmstädt angenommen, segelte sie, nur von einem ihr treu ergebenen Ritter begleitet, nach der Insel Bourbon ab, wo sie in dem reizenden Thale des trois Salases in idyllischer Abgeschiedenheit von der Welt ein Landhaus bewohnte.

Zu der Zeit nun, wo die österreichische Gesandtschaft vor Moskau erschien, war Peter noch nicht gegen die fremden Gesandten so erbittert, wie später, wo er in ihnen Spione sah. Wäre er in Moskau gewesen, so hätte er dem österreichischen Botschafter sicherlich den besten Empfang bereitet; aber er weilte noch in Holland, und

seine Behörden glaubten sich an den Oesterreichern wegen eines Vorkommnisses reiben zu können, das ein Jahr zurück datirte.

Nikita Nephimonoff hatte nämlich, als er nach abgeschlossener Allianz von Wien zurückgekehrt war, angegeben, daß man ihm bei dem Betreten der österreichischen Grenze den Paß abgenommen, ihn gehindert habe, seinen Marstall nach Wien mitzunehmen, und daß man ihn überhaupt nicht sehr glänzend verpflegt habe.

Die russischen Minister hatten keine Ahnung, daß Nephimonoff gelogen, daß er die Pferde selbst in Tarnopol zurückgelassen und verschwiegen habe, was er in Wien an Geschenken erhalten habe.

Nephimonoff war offenbar noch in altrussischen Traditionen befangen gewesen und hatte geglaubt, daß ihm der Czar die Kremnitzer Ducaten, mit denen man ihn in Wien reichlich beschenkt, abnehmen würde, wenn er sich ihrer rühmte.

Noch im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert hatten nämlich die Czare, statt ihre Gesandten zu zahlen, diesen regelmäßig bei ihrer

Rückkehr Alles abgenommen, was ihnen die fremden Potentaten geschenkt.

Der Fürst Jaroslawsky hatte beispielsweise bei seiner Rückkehr aus Spanien, wo er beglaubigt gewesen, alle goldenen Ketten und Gehänge, alle kostbaren Vasen und Stoffe, die ihm der Kaiser und der Erzherzog Ferdinand geschenkt hatten, in den Staatsschatz abliefern müssen.

Es war daher eine ganz natürliche Sache, daß die russischen Gesandten bei ihrer Rückkehr zu verleugnen suchten, was sie im Auslande erhalten hatten, und diese Verleugnung ging oft so weit, daß sie sogar vorgaben, daß man ihnen den ihrer Würde und Stellung angemessenen Unterhalt verweigert habe, so daß sie aus eigenen Mitteln hätten zusetzen müssen.

Die angebliche schlechte Behandlung, die Nephimonoff in Wien erfahren haben wollte, sollte nun die österreichische Ambassade büßen.

Man ließ sie zuerst tagelang vor den Thoren Moskaus warten, bis man ihr erlaubte, ihren Einzug zu halten, dann wollte man ihr die Pässe abnehmen und quartierte sie zuletzt so schlecht ein, daß der Gesandte dagegen Protest erhob und

geltend machte, er könne in einer Stadt, die zumeist aus Holzhäusern bestehe und jede Woche regelmäßig ihre Feuersbrunst habe, die immer einige Dutzend Häuser vernichte, nicht in einem feuergefährlichen Hause wohnen, das übrigens so klein sei, daß zehn Leute in einem Zimmer schlafen müßten, und das nicht einmal eine Küche habe, so daß die Speisen unter freiem Himmel bereitet werden müßten.

Erst als der Gesandte drohte, bis zur Ankunft des Czaren in Moskau vor den Thoren der Stadt unter Zelten campiren zu wollen, wenn man ihm und seinen Leuten nicht ein, der gesandtschaftlichen Stellung, die sie bekleideten, angemessenes Quartier anwiese, logirte man sie im sogenannten Gesandtenhofe ein.

Dieser war ein großes Gebäude mit vielen, meist leeren Zimmern, in welchen die fremden Botschafter in der Regel untergebracht zu werden pflegten, um daselbst nach einem besonders dazu aufgesetzten Verzeichnisse und fester Instruction verpflegt zu werden.

Man becomplimentirte die Gesandten häufig in ihren Wohnungen im Namen der Großfürsten

aber sie saßen allein und konnten keine Bekanntschaften anknüpfen.

Vor den Thoren von Moskau hätte sich bei Gelegenheit des feierlichen Einzuges der Gesandtschaft angesichts des Klosters der Neujungfrauen, in welchem die Stiefschwester des Czaren, Sophie, internirt war, fast noch ein Etiquettestreit erhoben. Der gesandtschaftliche Kutscher hatte nämlich den gemessenen Auftrag, dem moskauer Regierungscommissär, welcher dem Gesandten entgegen geschickt worden, auf keinen Fall auszuweichen und immer die rechte Seite zu behaupten. Nachdem die beiden Wagen eine geraume Weile einander gegenüber gestanden, war der moskowitische Commissär artig genug, auszusteigen und den Gesandten zu bitten, in seinem Wagen Platz zu nehmen, der ganz vergoldet war und von sechs Schimmeln gezogen wurde.

So hielt denn der Gesandte im czarischen Wagen unter Vortritt von vier Reiterschwadronen und unter großem Zusammenlaufe von Neugierigen seinen Einzug über die Steinbrücke und durch den Kreml, was eine ganz besondere Auszeichnung war.

Der Gesandte verkehrte in Moskau am meisten mit den Jesuiten, deren Vorsteher Paul Joseph Jarosch hieß und ein Böhme war, mit den Artillerieofficieren, die vor einigen Jahren mit kaiserlicher Bewilligung in czarische Dienste getreten waren, und unter welchen der Oberst Grag, der Oberstlieutenant Duprez und der Major Menesch den Ton angaben, und mit den czarischen Leibärzten Carbonari und Zoppot.

Bezüglich der Jesuiten entspann sich sofort ein Conflict, da der Gesandte prätendirte, daß den beiden Missionären Jarosch und Pleger, welche bereits fünf Jahre in Moskau lebten, gestattet würde, ungesäumt nach Mailand abzureisen, wohin sie ihr Beruf riefe, nachdem sie an den drei Missionären, die mit der Gesandtschaft nach Moskau gekommen seien, Stellvertreter erhalten hätten.

Der russische Premierminister Narischkin erklärte, daß die angekommenen Jesuiten sich wohl im Jesuitencollegium der deutschen Vorstadt seßhaft machen könnten, daß die dort ansässigen Missionäre jedoch ohne Bewilligung des Czaren Moskau nicht verlassen dürften. Er wolle sich dieserhalb an den Czar wenden, riskire aber

seinen Kopf, wenn er eigenmächtig vor-
ginge.

Die Bewohner der deutschen Vorstadt waren nicht auf Rosen gebettet. Die Russen haßten die Deutschen, die Peter ins Land gezogen, und ergriffen jede Gelegenheit, sich an ihnen zu reiben.

Als bei einer Feuersbrunst, die sechzig Häuser einäscherte, die Deutschen herbeieilten, um löschen zu helfen, sagte man, sie kämen, um zu stehlen, und warf ein Dutzend derselben in die Flammen.

Ueberhaupt zeigte sich, wie das Diarium an hundert Stellen betont, die russische Roheit bei jeder Gelegenheit im glänzendsten Lichte.

Das Pferd eines Läufers des dänischen Gesandten hatte zufällig das Kleid der Frau eines russischen Lieutenants verunreinigt. Nachdem die Frau den Läufer mit Schmähungen überhäuft hatte, rief sie ihren Gatten auf, sie zu rächen, behauptend, seine Ehre sei auch in ihr angetastet.

Der Officier prügelte nun den unschuldigen Läufer mit Hilfe einiger Soldaten halbtodt.

In einer Kanzlei hatte ein Oberbeamte die

Schreiber im Expedit zu überwachen, daß sie so lange arbeiteten, bis sie mit der ganzen ihnen zugetheilten Arbeit fertig geworden und wenn sie die Nacht zu Hilfe nehmen müßten.

Nachdem die Schreiber wirklich mehrere Nächte hindurch gearbeitet hatten, fühlten sie sich so matt, daß ihnen der Oberschreiber gestattete, vor beendeter Arbeit nach Hause zu gehen.

Der Vorstand des Amtes inspicirt bei Nacht die Kanzlei, findet sie leer, die Arbeit nicht vollendet und verurtheilt den Oberschreiber zur Bastonade und läßt die Schreiber an die Tische anschmieden.

Roheit und Gewaltthätigkeit zeigten sich an allen Ecken, bei ernsten wie bei scherzhaften Anlässen.

Der Gesandte tafelt beim Fürsten Galitzin, und der Hofmeister der jungen Prinzen hat das Unglück, bei dieser Gelegenheit die Unzufriedenheit seines Brotgebers zu erregen, der vor allen Gästen auf ihn zustürzt, ihn würgt und dabei wie ein Wüthender ihn mit den Worten andonnert:

„Du räudiger Schuft, du sollst den Galitzin

kennen lernen, — es kostet mir nur ein Wort und du baumelst!"

Raufereien bei Gastmählern selbst in Gegenwart des Czaren gehörten nicht zu den Seltenheiten.

Eines Tages griffen in Gegenwart des Gesandten die Fürsten Romodanowsky und Apraxin zu den Stöcken, und hauten so auf einander los, daß auch der Czar einige Stockprügel wegbekam und beim Weggehen geringschätzig äußerte:

„Das wollen Bojaren sein? Hunde sind sie!"

Der Streit hatte damit begonnen, daß sich die Gäste mit etwas zu groß gearteten Brotkügelchen beworfen hatten, und daß eine solche Kugel, die Apraxin geschleudert, den Fürsten Romodanowsky ins Auge getroffen hatte.

Und mit der Roheit hält die Gewaltthätigkeit allerorten gleichen Schritt.

Eines Tages werden alle Kaufmannsdiener zum Kopekenzählen in die Münze citirt, und wer sich verzählt, bekommt fürchterliche Prügel.

Ein andermal müssen die Kaufleute, welche ihre Häuser dem Kreml zu nahe gerückt haben, dieselben binnen drei Tagen niederreißen.

Der Czar braucht zweihundert kräftige Knaben für die Flotte und es findet ohne vorhergehende Kundmachung eine Zwangsrekrutirung statt, indem man in die Häuser dringt und eine Knabenrazzia ausführt.

Ein Barbier ersticht einen Collegen, und die Häscher reißen, um fernere Barbierconflicte unmöglich zu machen, allen Barbieren, deren sie ansichtig werden, auf offener Straße die Degen, die diese bis dahin haben tragen dürfen, von der Seite.

Der Gouverneur von Moskau läßt den czarischen Leibarzt Carbonari einsperren, weil sich dieser angeblich geweigert, einen Kranken zu besuchen; die Beschuldigung stellt sich als falsch dar — der Gesandte bemerkt bei diesem Anlasse, daß die Russen das Unglaublichste im Lügen und Falschschwören leisten — der Czar selbst befiehlt Carbonari's Freilassung, der Gouverneur verzögert dieselbe aber um drei Tage und giebt auf die Beschwerde Carbonari's, warum er ihn so lange festgehalten, die charakteristische Antwort: „weil es mir Spaß gemacht hat!"

Selbst Gesandte sind Gewaltthätigkeiten ausgesetzt.

Der Czar steht mit Polen auf bestem Fuße, aber als der brandenburgische Gesandte angemeldet wird, bedeutet man dem Polen, binnen drei Wochen die Gemächer zu räumen, die er im Gesandtenhofe inne hat, und als er die Frist verstreichen läßt, delogirt man ihn einfach.

Interessant ist, daß dem brandenburgischen Gesandten bei dem officiellen Empfangsmahle fünfzig Speisen vorgesetzt werden, während der polnische Gesandte mit fünfundzwanzig, der dänische Gesandte gar nur mit dreiundzwanzig vorlieb nehmen mußte.

Die Anzahl der Schüsseln, die man den Gesandten vorsetzte, richtete sich nach der Bedeutung und Machtsphäre des Staates, den sie repräsentirten.

Gegen den polnischen Gesandten hatte der Czar übrigens einen persönlichen Widerwillen, weil sich derselbe herausgenommen hatte, einen czarischen Dolmetscher, von dem er sich beleidigt glaubte, durchprügeln zu lassen.

Die Gereiztheit gegen den polnischen Diplo-

maten brach gleich bei der ersten Audienz durch, die ihm Peter nach seiner Rückkehr nach Moskau ertheilte.

Nicht genug, daß er ihn im Hause des Generals Lefort, wohin er sich zur Tafel begeben hatte, in einem Raum empfing, der als Flaschendepot benutzt wurde, so sagte er auch zu ihm:

„In Wien bin ich fett geworden, aber als ich durch das bettelarme Polen reiste, fiel ich wieder ganz ab.“

Der Gesandte hatte zwar die Geistesgegenwart zu erwidern, daß er in Polen geboren und erzogen, und doch ein beleibter Mann geworden sei, aber der Czar trumpfte ihn mit der boshaften Bemerkung ab:

„Du bist nicht in Polen, sondern erst hier in Moskau so fett geworden.“

Peter spielte damit auf die freie Verpflegung an, welche die Gesandten nach damaliger Sitte hatten.

Der österreichische Gesandte in Moskau war der erste, der sich die Naturalverpflegung mit Geld ablösen ließ.

Die Naturalverpflegung kam nämlich sehr

theuer zu stehen, denn so oft die Russen etwas brachten, wollten sie auch wieder etwas geschenkt haben.

Wenn ein Großer Jemandem Geschenke überschickte, so bot er hiezu seine ganze Dienerschaft auf, und was ganz gut einer hätte tragen können, darein theilten sich zwanzig, und jeder der zwanzig rechnete auf eine Gratification.

So sehr war Alles auf das Nehmen abgerichtet, daß zum Beispiel der russische Premier dem Gesandten gegenüber den Wunsch ausdrückte, dessen Reisewagen eingehend besichtigen zu dürfen, was so viel bedeutete, als daß er diesen Wagen sich als Geschenk erbitte.

Der Gesandte sandte Narischkin auch wirklich den Wagen und bespannte ihn mit sechs Pferden in der sichern Erwartung, auch die Pferde nicht wiederzusehen.

Und er täuschte sich in dieser Voraussetzung nicht.

Allen voran an Roheit und Gewaltthätigkeit ging aber der Czar, und die Thatsachen, die das Tagebuch des österreichischen Gesandten in dieser Beziehung anführt, sind geradezu haarsträubend.

Bei dem Gastmahle, das der General Lefort dem Czar gab, gerieth dieser darüber, daß der Feldmarschall Schachin während seiner mehrmonatlichen Abwesenheit Officiersstellen an die Meistbietenden verkauft hatte, ohne das Verdienst zu berücksichtigen, in solche Wuth, daß er mit seinem blanken Schwerte auf Schachin loshieb, dabei Romodanowsky und Mikitin Mosciwitz an der Hand verwundete, und Lefort, der ihn von hinten packte, um ihn zu verhindern, Schachin zu ermorden, mit den Füßen in den Bauch schlug.

Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß er sich, nachdem er so einige Leute massakrirt hatte, wieder ungebundener Heiterkeit hingab, die so weit ging, daß zwei Mädchen, die sein Wohlgefallen erregt hatten, davon zu laufen versuchten, aber durch Soldaten wieder zu Allerhöchsten Händen zurückspedirt wurden.

Auch von Hinrichtungen und aus der Folterkammer begab sich Peter in wunderbarer Gemüthsruhe zu Gelagen, die seine Günstlinge für ihn bereitet hatten.

Bei der Tortur verfuhr Peter mit raffinirtester Bosheit.

Den Oberst Karpakow, der nichts gestehen mochte, ließ er dreimal, nachdem man ihm alle Glieder ausgerenkt und zermalmt hatte, durch seine Leibärzte auf das sorgfältigste auskuriren, um sich immer wieder von neuem an seinen Qualen weiden zu können.

Auf einen andern Gefangenen, den er der Feuerfolter unterziehen ließ, haute er mit seinem Stocke los, während der Aermste geröstet wurde, und schrie dabei:

„Gestehe, Bestie, gestehe!"

Bei einem Taufschmause — der Czar hob die Tochter des Obersten Blumberg aus der Taufe — versuchte der österreichische Gesandte ein Wort einzulegen für eine wegen Muttermordes verurtheilte Person, die man bei lebendigem Leibe bis zum Halse in die Erde eingegraben hatte, um sie auf diese Art verhungern zu lassen.

Vater-, Mutter- und Gattenmord wurde auf diese grausame Weise bestraft, während der Mord, den ein Mann an seiner Gattin beging, geringer geahndet wurde, so daß sich der Mörder sogar durch Geld loskaufen konnte.

Der Czar begab sich von der Tafel hinweg zu der Verurtheilten, die nun schon drei Tage in der Hungergrube seufzte, fragte sie aus, begnadigte sie aber nicht.

Als er zurückkam, stritten sich eben an der Tafel zwei Cavaliere, wer von ihnen der Vornehmere sei.

Er prügelte sie beide und drohte ihnen mit dem Kopfabhauen, wenn sie nicht schwiegen. Lefort, der ihn besänftigen wollte, gab er einen Faustschlag vor die Brust, der den General zurücktaumeln machte.

Als bei einer andern Gelegenheit zwei Edelleute mit einander handgemein wurden und der eine auf den andern eine Pistole abfeuern wollte, erhob Peter den Stock gegen ihn mit den Worten:

„Saufen, Raufen: ja; Saufen, Schießen: nein!"

Mit Ohrfeigen war der Czar immer bei der Hand.

Als er in seinem Vorzimmer seinen Günstling Alexaska mit umgeschnalltem Säbel wahr-

nahm, belehrte er ihn durch eine Ohrfeige, daß er den Säbel abzuschnallen habe.

Bei einem Diner beim Obersten Schambers ohrfeigte er den General Lefort, warf ihn zu Boden und trat ihn mit Füßen.

Als ihm nach Lefort's Tode Jemand auf seine Frage, wen er zum Präfecten von Moskau machen solle, rieth, Scheremeteff mit dem Amte zu betrauen, gab er dem Rathgeber eine Ohrfeige, daß diesem das Blut aus Mund und Nase spritzte, und begleitete den Schlag mit den Worten:

„Affectirst du auch Freundschaft für Scheremeteff, Kerl? Ich weiß doch, daß du ihn hassest, weil ich ihn liebe, wie du Lefort gehaßt hast, weil ich ihn liebte!"

Eines Tages hatte ein kurländischer Edelmann, der Lieutenant war, um seine Entlassung gebeten, die ihm verweigert wurde.

Der Kurländer wollte um jeden Preis aus Rußland fort, verließ sein Regiment und versteckte sich in Moskau, war aber so unvorsichtig, bei Lefort's Begräbniß aus seinem Verstecke hervorzukommen, weil er glaubte, daß er unter der

Menschenmenge in seiner Verkleidung nicht erkannt werden würde.

Aber das Falkenauge des den Leichenconduct führenden Czaren gewahrte ihn mitten im dichtesten Knäuel; der Czar gab dem Obersten des Regimentes Gordon, der an seiner Seite ritt, den Befehl, den Deserteur, auf welchen er mit dem Säbel wies, festnehmen zu lassen, und zwei Tage darauf gab der kurländische Edelmann unter der Knute seinen Geist auf.

Selbst die czarischen Späße, die das Tagebuch des österreichischen Gesandtschaftssecretärs registrirt, waren in der Regel nicht sehr fein.

Wenn er einem reichen Kaufmanne, Namens Filadiloff, der den Verstoß begangen, ihm nur zwölf Rubel zu geben, als er mit mehreren Bojaren am Weihnachtstage bei ihm vorgesprochen, hundert Proletarier auf den Hals hetzte, welche den gemessenen Auftrag hatten, Filadiloff wegen Christi Geburt zu beglückwünschen und sich nicht früher zu entfernen, als bis jeder einen Rubel erhalten hätte, so mag dies noch hingehen; wenn er aber bei offener Tafel dem Kanzler Golowin, der den Essig nicht vertrug, durch den Obersten

Schambers Essig in Mund, Ohr und Nase gießen ließ und sich über Golowin's Grimassen halb todt lachte, so ist das eben so grotesk, wie der Tanz, den der schwedische Gesandte vor ihm ausführen mußte, weil er sich durch seine Bemerkung, daß es in Moskau auch manches Tadelnswerthe gäbe, was die Kritik nicht aushalte, den czarischen Zorn zugezogen hatte.

Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, und die Geschichte vom Glase Wasser hat sich oft wiederholt. Wer weiß, ob die peinliche Scene zwischen Peter und dem schwedischen Gesandten den großen nordischen Krieg, der zwanzig Jahre dauerte, nicht mit vorbereiten half? Der österreichische Gesandte, der bei dieser Scene anwesend war und gehört hatte, wie der Czar zu dem Schweden sagte: „Wenn du mein Unterthan wärst, ließe ich dir den Kopf abhauen," mahnte den tanzenden Schweden eindringlich, der gesandtschaftlichen Würde eingedenk zu sein und den Tanz einzustellen.

Ueberhaupt erzählt der Gesandtschaftssecretär nur, was er oder sein Principal selbst gesehen, und beide hatten Gelegenheit viel zu sehen, da

Peter auf die Kunde vom Strelitzenaufstande, die ihm in Wien zukam, nach Moskau kam, wo ihm der österreichische Gesandte und das Jesuitenkleeblatt, daß sich in dessen Gefolge befand, bei der Antritts-Audienz die Hand küssen durften.

Der österreichische Gesandte erhielt einige Zobelfelle für die Zeit seiner Anwesenheit vom Czar geliehen, mußte jedoch Zeuge sein, wie man den Kriegsarchitekten Laval, den sein Souverän dem Czar überlassen hatte, in Ketten nach Moskau brachte, weil er sich bei den Belagerungsarbeiten von Azow Unregelmäßigkeiten hatte zu Schulden kommen lassen.

Der Gesandtschaftssecretär erzählt schreckliche Details über das Gericht, das nach des Czaren Rückkehr in Moskau gehalten wurde. Peter war so wüthend, daß sich ihm selbst Gordon, der doch den Aufstand niedergeworfen, nur kniend nahen durfte, um sich zu entschuldigen, daß er nicht in Moskau gewesen sei, als er daselbst ankam.

Peter ist überall — er verhaftet, er verhört, er foltert, er richtet hin. Er jagt den Patriarchen mit Stockschlägen davon, als sich ihm dieser

mit dem Bilde der Muttergottes naht, um Gnade für die Angeklagten zu erflehen.

„Packe dich mit deinem Heiligenbilde," schnauft er ihn an, „und stelle es wieder dahin, woher du es genommen hast. Ich verehre Gott und die Muttergottes inbrünstiger als du, aber jetzt ist es meine erste Pflicht, den Staat zu schützen und die Verschwörer zu bestrafen."

Der Oesterreicher constatirt, daß innerhalb acht Tagen Tausende öffentlich hingerichtet wurden, daß die weiße Mauer, die Moskau umgab, mit Leichnamen garnirt war, daß der Czar selbst Hunderten die Köpfe weghieb, daß er bei einer Monstrehinrichtung, bei welcher 330 Köpfe fielen, auf einem erhöhten Sessel sitzend dem blutigen Schauspiele präsidirte, mit einzelnen Verurtheilten parlamentirte, und die Großen des Reiches zwang, sich als Henker zu versuchen.

Eines Tages fuhr der Gesandte nach dem Neujungfrauenkloster hinaus, um die Monstregalgen in Augenschein zu nehmen, die man daselbst angesichts des Aufenthaltsortes Sophiens aufgerichtet hatte.

Ein andermal wagten sich einige seiner Offi-

ciale nach Preobratschensk, wo die Folterkammer war und bei Tag und Nacht zwanzig Feuer brannten, an welchen man die Leugnenden röstete. Aus drei, vier Häuser tönte Wimmern und Stöhnen hervor, ein Zeichen, daß die Tortur daselbst in vollem Gange war. Aus einem Hause aber ertönte ein so entsetzliches Schmerzgebrülle, daß die Oesterreicher unter Schauern unwillkürlich in dasselbe eintraten und ganz bestürzt zurückprallten, als ihnen der Czar, von Narischkin und Romodanowsky gefolgt, wüthend mit der Frage entgegen stürzte, was sie hier suchten?

Das Tagebuch giebt Aufschluß darüber, warum so Wenige unter der Folter Geständnisse ablegten.

Die Verschwörer waren gegen die Tortur von vornherein abgehärtet, indem sie sich den schmerzlichsten Prüfungen unterziehen mußten, ehe man sie in den Bund aufnahm.

Die Folter wurde von den Candidaten gleichsam anticipirt und hatte dann nicht viel Schreckliches mehr für sie.

Ein Strelitze machte Enthüllungen in dieser

Beziehung, die geradezu merkwürdige Details bloßlegten.

Wer an der Verschwörung theilnehmen wollte, mußte die erste Probe bestehen, indem er sich eine glühende Kohle ins Ohr stecken und gleichzeitig auf den glattrasirten Kopf eiskaltes Wasser in abgemessenen Zwischenräumen tropfen ließ.

Bestand er die Probe nicht, so wurde er vergiftet, um nicht zum Verräther zu werden.

Bestand er sie, so konnte er sich durch weitere Abhärtung den Zutritt zu höheren Graden erwerben.

Die Leiter der Verschwörung hatten sich auf ähnliche Art durch sechs Torturgrade hindurch arbeiten müssen.

Wie eine Oase inmitten der Gräuel, die das Tagebuch des österreichischen Gesandtschaftssecretärs*) aufdeckt, nimmt es sich aus, wenn hie

*) Dies Tagebuch erregte, als es 1700 in Wien in der Universitätsdruckerei mit der Widmung an den Vicekanzler des heiligen römischen Reiches, Grafen Kaunitz erschien, den Zorn Peter's in so hohem Grade, daß er Oesterreich mit einem Kriege drohte, wenn es nicht unterdrückt würde. In Wien hatte man Aengsten und stampfte die Exemplare ein, so daß sich nur einige davon erhielten und das Diarium itineris in

und da einige Schnurren zum Besten gegeben werden.

Moscoviam perillustris et magnifici Domini Ignatii Christophori Nobilis de Guariant, zu den Seltenheiten gehört.

Da in diesem Buche der Mission des Freiherrn von Herberstein an den czarischen Hof (1517) gedacht wurde, so ist es interessant, einen dritten Missionsbericht damit in Paralelle zu stellen.

Im Jahre 1575 erhielt der Freiherr Hans von Cobenzl auf Prossegg, Lueg, Mossau und Leitenburg vom Kaiser Maximilian dem Zweiten den Auftrag, am Czarenhofe von Moskau wegen der Thronfolge in Polen, wegen Livland und wegen der Vereinigung der russischen mit der abendländischen Kirche zu unterhandeln.

Cobenzl's Berichte an den Kaiser sind sehr interessant. In Ausdrücken des höchsten Staunens erzählt er von den unschätzbaren Reichthümern des Czarenschatzes, von den unermeßlichen Mengen Gold und Edelgestein, von dem Silbergeschirr und den Werthsachen aller Art, die da aufgehäuft liegen. Seine Schilderungen lassen alles hinter sich, was man je staunenden Sinnes von der Pracht, dem Reichthum und der Schwelgerei Roms gelesen; ja sie überflügeln die Phantasie eines Märchenerzählers.

Aber gleichzeitig verbreitet sich Cobenzl auch über die Quellen dieser Reichthümer; und da finden sich nicht nur alle erdenklichen Erpressungen, wie sie die Landessitte und der Geschmack jener Zeit erklären, sondern auch die in höchst eigenthümlicher Weise nutzbar gemachte Idee einer Kopfsteuer. So oft nämlich — erzählt Cobenzl — die Heere des Czaren aus einem Feldzuge heimkehrten, mußte jeder Krieger dem Czaren beiläufig einen Groschen entrichten, unter dem Vorwande, damit der Czar die

Eine der drolligsten ist die Erzählung von dem kranken Affen, den ein Bojar zum czari=

Zahl der Menschen wisse. Dabei ist wohl zu merken, daß der Soldat weder einen Säbel noch sonst etwas erhielt.

Der Czar — schreibt Cobenzl in seinen national=ökonomischen Bemerkungen über Rußland — treibt in allen Gegenden seines Reiches Handel und zieht allein den Nutzen davon; er sendet große Mengen Getreides aller Art nach Schweden, Dänemark und in andere Nachbarländer; er treibt den Handel mit Eisen, Wachs, Talg, Holz, Fetten und Asche. In vierzehn Tagen vermag er 300,000 Reiter und 200,000 Bogenschützen ins Feld zu stellen! 2000 große Feldschlangen und eine Unzahl anderer Kriegsgeschütze stehen zu seiner Verfügung.

„In Summa," schließt Cobenzl seinen Bericht, „er ist ein so mächtiger und so großer Fürst, daß man es kaum glauben mag, wenn man sich nicht ganz oder zum Theil davon zu überzeugen Gelegenheit gehabt."

Von großem Interesse ist die Beschreibung des Festmahls, zu welchem die Gesandten — Cobenzl war von noch zwei Diplomaten, deren einer Daniel Prinz war, begleitet — am dritten Tage ihrer Anwesenheit in Moskau gezogen wurden. Cobenzl wurde von drei Commissären zum „großen Fürsten" geführt; er fand alle Straßen und Plätze auf seinem Wege mit Volk angefüllt, vor dem Castelle 2000 Büchsenschützen und innerhalb desselben, gleich nach dem ersten Thor, eben so viele. Im ersten Gemach der Czarenburg fand er 500 Edelleute, im zweiten und dritten noch einige Hundert mehr; sie trugen alle Goldstoffgewänder und hatten Thierfelle darüber geworfen.

Hier empfingen drei hohe Würdenträger die Gesandten und geleiteten sie zum Czar. Er saß in prachtvoller Staatskleidung, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, auf dem Throne. Zwölf Räthe seiner Krone saßen zu seiner

schen Leibarzt Carbonari mit der Bitte brachte, ihn zu heilen. Carbonari schickte den Bojaren

---

Rechten, zwölf ihm zur Linken. Einer von ihnen erhebt sich und spricht: „Großer Kaiser, Fürst und Herr, der Redner deines sehr lieben und sehr werthen Bruders Maximilian, des erwählten römischen Kaisers, macht dir seine Aufwartung“ — unterdessen hat sich Cobenzl schon auf ein Knie niedergelassen. Iwan und der junge Czarewitsch erheben sich sofort, fragen dem Ceremoniel gemäß nach der Gesundheit ihres Bruders und Bundesgenossen und dem Gegenstand der Gesandtschaft und nehmen aus Cobenzl's Händen die aus sechs Abschnitten bestehende hochwichtige „Legation“ und Maximilian's Geschenk, eine goldene mit der kaiserlichen Krone und 52 großen Diamanten gezierte Medaille im Werthe von etwa 8000 Thaler entgegen. Eine volle Stunde währt diese Audienz und zum Schlusse ladet der Czar die Gesandten zu Tische. Er selbst und der Czarewitsch entfernen sich, um sich umzukleiden, und jetzt erst findet Cobenzl halbwegs Muße, über die bisher noch nie gesehene Pracht, die ihn umgiebt, zur Besinnung zu kommen. Er hat den Schatz des Papstes, die Kronen, Gewänder und Kleinodien der Könige von Spanien und Frankreich, des Herzogs von Toscana und der kaiserlichen Majestät sowohl in Ungarn als in Böhmen und anderwärts gesehen — aber hier will ihm der Verstand schier stille stehen bleiben.

Endlich erscheint der Czar; er und der Czarewitsch lassen sich auf einem erhabenen Sitze allein an einer goldenen Tafel nieder, Cobenzl und sein Begleiter an einem zweiten Tische, einen Schritt vom Czaren entfernt, und an drei langen Tafeln nehmen die 200 Staatsbeamten Platz, welche zur Tafel des Czaren geladen wurden. Man servirt jedes Gericht in 100 Schüsseln aus purem Golde, von denen der Czar drei auswählt — eine für sich, eine für den Czarewitsch und eine für die Ge-

mit dem Affen zu seinem Collegen Zoppot, indem er sagte, daß dieser mit der Behandlung ähnlicher Patienten besser vertraut sei.

Und wie in ärztlichen Kreisen, so gab es auch in anderen höheren Regionen Reibungen.

Als der brandenburgische Gesandte in Moskau einzog, wollte sich der Chef der Moskauer Polizei, Carlowitz, ein Bild bei ihm einlegen, indem er sich sofort nach seinem Befinden erkundigen ließ.

Der Brandenburger nahm die Frage nach seinem Wohlbefinden von Seite eines Unbekann-

---

sandten — und so oft er dies thut, erheben sich sämmtliche Tafelgenossen und machen eine tiefe Verbeugung. „Also hat yedermann muessen auffsteen, den andern zw Eern, das ich gantz müed vnnd machtloß in Khnyen bin worden," berichtet Herberstein über diese endlosen Verbeugungen. — Unterdessen wird Branntwein herumgereicht; auf den Tischen befindet sich Brot, Salz, Essig, Pfeffer, Messer und Gabeln; man hat weder Teller noch Servietten. Der Czar selbst schickt den Gästen Brotstücke, Speisen, Weine und Meth zu; am Ende der Tafel, welche volle sechs Stunden währt, theilt er eigenhändig ungarische getrocknete Pflaumen unter sie aus. Jeder Gast bekommt noch eine ganze Schüssel Fleisch oder Pasteten mit nach Hause, und Cobenzl wird mit vielem Lärm und unendlich vielen Lichtern in sein Quartier zurückbegleitet, wo der Nachtisch stattfindet und man bis zum Morgen ißt.

ten krumm und ließ dem höflichen Manne sagen, er möge sich nicht um seine Gesundheit kümmern.

Eine eigenthümliche Episode in dem Tagebuche bildet auch die Schilderung, wie die österreichische Gesandtschaftsmusik der Geliebten des Czaren, dem Fräulein Anna Mousen, ein Ständchen brachte.

Sechstes Kapitel.

Geheime Plane.

Tolstoi und Rumänzoff hatten in Wien ihr Absteigequartier bei dem russischen Geschäftsträger genommen und setzten, von diesem unterstützt, den ganzen Apparat, welcher der russischen Botschaft zu Gebote stand, in Bewegung, um Alles zu erforschen, was ihnen zu wissen nöthig schien.

Zu den Werkzeugen, deren sich der russische Geschäftsträger in Wien bediente, gehörte der Ex-Jesuit Emiliani, ein verschmitzter Italiener, der längere Zeit hindurch als Missionär in Rußland gelebt und sich später mit seinem Orden überworfen hatte, den er nun eben so energisch

angriff, wie er ihm früher mit Eifer gedient hatte.

Emiliani war immer ein origineller Kauz gewesen.

Als er in den Anfängen seiner geistlichen Laufbahn eines Tages in Neapel eine Fastenpredigt hielt, sah er sich zuerst um und sagte dann, als er inne geworden, daß sein Zuhörerkreis nur aus schlichten, simpeln Menschen bestehe: „manco una perucca, manco una perucca,“ — ist denn Niemand mit einer ansehnlichen Perrücke, das heißt, ist kein Mann von Rang und Stand da?

Seine Predigten würzte er immer mit Ausfällen gegen Andersgläubige, gegen Protestanten, Juden und Türken, und hatte in Folge der drastischen Art und Weise, in der er sich auszudrücken pflegte, starken Zulauf.

Eine seiner Predigten, die sich zu einer Vertheidigung des Jesuitenordens zuspitzte, leitete er mit den Worten ein: Mahomed hat außer dem Alkoran noch ein Werk dictirt, welches zwölftausend Sätze enthielt; als er einmal im Vertrauen befragt wurde, ob alle diese Sprüche

wahr wären, gab er zur Antwort: nicht alle, sondern ungefähr der vierte Theil. Auf diese Weise entstand bei den Türken das Sprichwort, daß sie, so oft sie eine fette Lüge hören, zu sagen pflegen: dies gehöre unter die neuntausend von Mahomed. „Unter die neuntausend Mahomed's — fuhr Emiliani mit einer geschickten Wendung fort — gehört auch Alles, was gegen den Jesuitenorden aufgebracht wird. Alles ist längst triftig widerlegt worden, und doch erneuert sich der Anklageproceß immer wieder. Auch juristische Processe dauern lang, besonders wenn die Parteien keine Butter zu den Fischen thun, aber sie kommen doch einmal zum Ende. Der Appellation folgt vielleicht eine Revision, manchmal eine restitutio in integrum, es findet wohl auch eine erhebliche Exception, ein remedium juris statt, aber Alles hat doch seine Schranken. Habe ich zum Beispiel zu Rom per tres conformes gewonnen, so bin ich in Ruhe. Habe ich zu Wetzlar im Reich den Spruch für mich, so ist meine Sache richtig; große Herren können hier nicht weiter gehen, das Höchste, was man ihnen gestattet, wenn sie viel Geld hinterlegen,

ist das große Revisorium in Mainz — ist hier der Handel gewonnen, so ist er für alle Zeiten gewonnen. Nur für die Jesuiten giebt es kein solches Revisorium, sie müssen sich immer von neuem unschuldig anklagen lassen."

Ein andermal entwickelte er in einer die Ketzer scharf angreifenden Predigt die Theorie, daß der Papst, wenn er es mit Widerstrebenden zu thun habe, diese sogar tödten könne; Petri Amtsverrichtung sei nämlich zweifach, sie bestehe im Weiden und im Tödten — im Weiden zufolge der Worte: weide meine Schafe; im Tödten zufolge dem Ausspruche: schlachte und iß.

Ganz anders wurde seine Sprache, nachdem er sich mit seinem Orden überworfen und russisches Geld angenommen hatte.

Da war er eben so drastisch im Anklagen, wie früher im Vertheidigen und hatte er als Anwalt seines Ordens oft über die Schnur gehauen, so kannte er als Ankläger nun eben so wenig Maaß und Ziel.

Er brachte das Märchen auf, daß die Mainzer Jesuiten eingestanden haben sollten, Peter Corton, der Jesuitische Beichtvater Heinrich's des Vierten

von Frankreich, habe vom Teufel zu wissen begehrt, welches der klarste und wichtigste Spruch der Bibel sei, aus welchem man das Fegefeuer beweisen könne.

Er rechnete dem Papste Urban den Achten, welchen die Jesuiten im Schlepptau gehabt, nach, daß er dreitausend Menschen durch die Inquisition sterben ließ, um seiner Familie das Vermögen der zu Tod Gehetzten zuzuwenden, daß er wirklich 24 Millionen Scudi hinterließ, und das Schweigen der Cardinäle zu seinen Maßregeln, die zu dem Witz Veranlassung gaben: quod non fecerunt barbari, fecere Barbarini (der Papst war nämlich ein Barbarini) dadurch erkaufte, daß er ihnen den Titel Eminentissimi und den Vorrang vor den Kurfürsten gab.

Die Jesuiten vermochten dem Abtrünnigen, der nicht müde wurde, ihre Geheimnisse auszuplaudern, nicht beizukommen, weil er unter russischem Schutze stand und gleich, nachdem er den Orden den Rücken gekehrt, zum russischen Glauben übergetreten war.

Der Czar hatte Emiliani der wiener Gesandt-

schaft beigegeben, welcher er die besten Dienste leistete.

Was Niemand auszuspähen vermochte, dahinter kam er, der seine Augen und Ohren überall und die feinste Spürnase hatte, sicherlich.

So hatte er auch, von Tolstoi in Anspruch genommen, herausgebracht, daß sich vor kurzer Zeit im Jesuitencollegium einige Tage hindurch ein Mann aufgehalten hatte, der in so geheimnißvoller Weise verschwunden war, daß die Vermuthung nahe lag, daß er der Czarewitsch gewesen.

Die Richtung freilich, die der Unbekannte von Wien aus eingeschlagen, vermochte Emiliani nicht zu ergründen, aber in dieser Beziehung erwartete Tolstoi ohnehin das entscheidende Wort von Jwanka, deren Ankunft in Wien mit jedem Tage zu gewärtigen stand.

Dagegen hatte Emiliani glücklich erspäht, daß zwei Tage vor des vermeintlichen Czarewitsch Ankunft in Wien zwei Männer im Jesuitencollegium ihr Absteigequartier genommen, auf deren Erscheinung die Beschreibung paßte, welche Tolstoi einestheils die Czarin von dem Schweden, andern-

theils Kurakin von dem Zigeuner Pochwisneff entworfen hatte.

Die Czarin hatte nämlich Tolstoi von dem Auftritte in Kenntniß gesetzt, den sie mit ihrem ersten Gatten gehabt, und die Vermuthung hinzugefügt, daß sich dieser nach Wien gewendet haben dürfte, um sich dort mit dem Czarewitsch zu vereinigen.

Nun war es allerdings auffallend, daß der Czarewitsch Wien verlassen haben sollte, ohne den Mann, in welchem Tolstoi den ersten Gatten der Czarin vermuthete, mit sich genommen zu haben, aber es lag die Möglichkeit offen, daß der Schwede Iwanka erwartete, und diese Möglichkeit wurde durch die Thatsache unterstützt, daß sich auch noch der Reisegefährte des Schweden, den Tolstoi nach den Berichten Emiliani's für den Mann zu halten geneigt war, welcher Iwanka von Petersburg nach Amsterdam gebracht, im Collegium der Jesuiten aufhielt. Es ließ sich aus dem Verweilen desselben der Schluß ziehen, daß ihm, der Iwanka bereits kannte und längere Zeit hindurch beschützt hatte, der Czare-

witsch die Mission zugedacht habe, Jwanka auch fernerhin in seinen Schutz zu nehmen.

Tolstoi schloß, daß, wenn die beiden Männer im Jesuitencollegium wirklich diejenigen waren, für die er sie hielt, und wenn sie wirklich die Ankunft der jungen Russin, die zu dem Czarewitsch in Beziehungen stand, in Wien erwarteten, sie die Weiterreise von da gewiß gemeinschaftlich bewerkstelligen würden, daß also die Parole, welche Jwanka von den Jesuiten in Wien erhalten würde, auch für die beiden Männer gelte.

Nach dieser Combination nahm der schlaue Russe seine Maßregeln, während Emiliani in Bettlerkleidung den Stephansdom umschwärmte, um Jwanka nicht zu versäumen, welche von der Czarin an den einäugigen Bettler an der Hauptpforte der Stephanskirche gewiesen war.

Der Courier, welcher Tolstoi die detaillirtesten Verhaltungsbefehle von Seite des Czaren zu überbringen hatte, war mittlerweile auch in Wien eingetroffen.

Tolstoi sollte in vertrauenerweckender Weise an den Czarewitsch herankommen, sobald er den Aufenthaltsort desselben erforscht haben würde,

und ihn durch das Versprechen nachsichtiger Behandlung und vollständiger Verzeihung kirre zu machen suchen.

Er sollte dem Czarewitsch einen baldigen Türkenkrieg vorgaukeln, ihm ein Commando in Aussicht stellen und nöthigenfalls dem Prinzen auf das Cruzifix zuschwören, daß ihm, wenn er freiwillig zurückkehrte, kein Haar gekrümmt werden und seine Mutter und sein Anhang mit gleicher Milde behandelt werden sollte.

Der Czar rechnete, indem er Tolstoi diese Instructionen gab, darauf, daß sein Sohn dem väterlichen Worte und Schwure Glauben schenken und sich im entscheidenden Augenblick nicht erinnern würde, daß der Czar dem Neffen Mazeppa's ein ähnliches Versprechen gegeben, ohne es zu halten.

Der Czar calculirte überdies, daß der Umstand, daß er gerade Tolstoi zu der Sendung an den Czarewitsch ausersehen, auf diesen einen guten, gewinnenden Eindruck machen würde, da es dem Czarewitsch natürlich bekannt war, daß Tolstoi zu den Gegnern seiner Stiefmutter zähle.

Emiliani hatte als Bettler verkleidet tagelang die Stephanskirche umlungert, als eines Tages plötzlich eine junge Frau an ihn herantrat.

Sie hatte ein fremdartiges Aussehen, trug sich aber so, wie sich damals Frauen aus dem Mittelstande in Deutschland zu tragen pflegten.

Eine gewisse Aufregung spiegelte sich in ihren Zügen, als sie den Bettler musterte, der über dem linken Auge eine Binde, den rechten Arm aber in einer Schlinge trug.

Indem sie ein Almosen in die ausgestreckte Hand des Bettlers gleiten ließ, murmelte dieser in russischer Sprache, die ihm geläufig war, das Schlagwort, das ihm Tolstoi gegeben.

Kaum hatte er aber das: „Gesegnet sei das heilige Moskau" geflüstert, als ihm die fremde Frau das Wort „Neapel" zuraunte.

Ehe Emiliani mit dem erlauschten Worte zu Tolstoi eilte, verfolgte er die Frau, die ihm dasselbe zugeflüstert, auf dem Wege, den sie von der Stephanskirche aus einschlug.

Er merkte sich das Haus, in welchem sie verschwand.

Es gehörte einem reichen Handwerker, der,

wie Emiliani wußte, in intimen Beziehungen zu den Jesuiten stand.

Nachdem Tolstoi durch Emiliani das entscheidende Wort erfahren hatte, auf das er nur gewartet, um danach seine Maßregeln zu treffen, trat er mit Rumänzoff zu einer Berathung zusammen.

„Die Maitresse des Czarewitsch begiebt sich von Wien nach Neapel," sagte er zu Rumänzoff. „Der Czarewitsch hält sich also in Neapel auf. Der Kaiser hat ihm sicherlich eins seiner dortigen Schlösser zum Aufenthaltsorte angewiesen. Wir werden also demnächst nach Neapel aufbrechen. Emiliani, der die Wohnung der jungen Russin, die dem Czarewitsch nachzieht, erforscht hat, wird sich auf die Lauer legen und uns berichten, in welcher Gesellschaft die Person Wien verlassen wird."

„Ich zweifle keinen Augenblick, daß sie in Gesellschaft der zwei Männer reisen wird, die im Collegium der Jesuiten untergebracht sind!" bemerkte Rumänzoff. „Und da die Drei die Reise werden beschleunigen wollen, werden sie sicherlich den Landweg einschlagen. Es wird uns ein

Leichtes sein, ihnen zu folgen und gleichen Schritt mit ihnen zu halten."

„Sobald wir einmal wissen, wo sich der Czarewitsch aufhält, könnten wir die Drei ihrem Schicksal überlassen, wenn es nicht das Interesse des Czaren erheischte, daß wir uns der beiden Männer bemächtigen, welche Iwanka wahrscheinlich nach Neapel begleiten werden. Sind diese Leute nämlich diejenigen, für welche ich sie zu halten Ursache habe, so wird uns der Czar für die Abfangung derselben Dank wissen. Haben wir uns aber bezüglich ihrer Person getäuscht, so läßt man sie in Rußland einfach wieder laufen."

„Ich nehme es auf mich, die Begleiter Iwanka's dem Czar zu liefern!" sagte Rumänzoff lebhaft.

„Ich habe hiebei auch auf dich gerechnet, Rumänzoff!" sagte Tolstoi mit einem wohlgefälligen Kopfnicken. „Aber es gilt vorsichtig zu sein, da Iwanka keinen Argwohn fassen und nicht ahnen darf, daß der Ueberfall von Werkzeugen des Czaren herrühre."

„Es ist auch nicht nöthig, daß sie erfahre, wer den Ueberfall angezettelt hat!" meinte Ru=

mänzoff. „Sie wird nur diejenigen sehen, die ihn ausgeführt haben, und das sollen ganz gewöhnliche italienische Banditen sein.“

„Räuber aus den Apenninen, die dein Gold in Bewegung setzen soll, Rumänzoff!“ stimmte Tolstoi zu. „Du gehst voraus und ebnest die Wege. Du wirst Tag und Nacht reisen, um Alles vorzubereiten und die Leute gewinnen zu können, die den Ueberfall ausführen sollen. Wir wollen einen Punkt an der Apenninenstraße festsetzen, wo dich meine Couriere jederzeit finden können. Ich will mich den Dreien, die für uns eine so große Wichtigkeit haben, daß wir sie nicht aus den Augen lassen dürfen, an die Fersen klammern und dich von ihrem Nahen durch Eilboten verständigen. Du läßt dann durch die Leute, die du gedungen hast, den Ueberfall so ausführen, daß Iwanka nicht geschädigt wird und auch ihre Begleiter am Leben bleiben.“

„Was soll mit Iwanka geschehen?“ warf Rumänzoff ein.

„Sobald der Ueberfall glücklich ausgeführt ist und die Begleiter Iwanka's in Sicherheit gebracht sind, erscheinst du als harmloser Rei=

sender auf dem Schauplatze, nimmst dich Iwanka's an und giebst dich ihr gegenüber für einen Parteigänger des Czarewitsch aus, der diesem nachreist. Hast du dir ihr Vertrauen erworben, hast du von ihr erfahren, daß man ihr die Begleiter von der Seite gerissen, so stattest du sie mit allen Mitteln aus, damit sie die Reise zum Czarewitsch fortsetzen kann, und erklärst, zurückbleiben und Alles daransetzen zu wollen, die Spur derer aufzufinden, die man ihr gewaltsam von der Seite gerissen!"

„Wohin soll ich die Begleiter Iwanka's bringen?" erkundigte sich Rumänzoff.

„Du läßt sie von denjenigen, die du benutzt hast, ihrer habhaft zu werden, im Gebirge festhalten, bis du das Aviso erhalten hast, daß die Brigg „der Blitz" im Hafen von Livorno eingelaufen sei. Es fügt sich gut, daß diese Brigg, welche den für Rom neu ernannten Gesandten nach Civita vecchia gebracht hat, angewiesen ist, in Genua weitere Befehle zu erwarten. Der Czar hat mir davon vor meiner Abreise zufällig Mittheilung gemacht, und ich schicke noch heute einen Courier nach Genua mit dem Befehl an den Capitän

der Brigg, sich ungesäumt nach Livorno einzuschiffen und sich, daselbst angelangt, bei dem Kaufmann zu melden, der in Livorno unsere Handelsangelegenheiten wahrnimmt. Ich werde dir die Adresse dieses Kaufmannes geben, und sobald du dich der Begleiter Iwanka's bemächtigt hast, schickst du einen verläßlichen Menschen an ihn ab, durch welchen er dir die Kunde von dem Erscheinen der Brigg im Hafen von Livorno zugehen lassen kann. Du sorgst dann dafür, daß die beiden Männer bei Nacht und Nebel aus dem Gebirge nach Livorno gebracht und dort auf der Brigg eingeschifft werden, die sie unverzüglich nach Petersburg bringen soll, während du mich in Neapel aufsuchst."

Rumänzoff erklärte, sich in Allem nach Tolstoi's Anweisungen benehmen zu wollen, und die beiden Männer trennten sich.

Siebentes Kapitel.

Das Gericht.

Peter ist seit einigen Tagen nach Moskau zurückgekehrt und arbeitet unermüdlich mit Uschakoff, um alle Fäden der aufrührerischen Bewegung, an welcher sein Sohn theilgenommen, in die Hände zu bekommen.

Aber die Untersuchung läßt ihm doch, so eifrig er sie auch betreibt, noch immer Zeit, sich auch mit anderen Dingen zu beschäftigen.

So hat er auch den Gedenktag der Schlacht bei Pultawa nicht vergessen, und wie alljährlich an diesem Gedenktage, begiebt er sich auch heute zu Menschikoff, der den ruhmvollsten Antheil an dieser Schlacht genommen, um ihm einige schmeichelhafte Worte zu sagen.

Die Verfolgung der Trümmer des bei Pultawa geschlagenen schwedischen Heeres hatte Menschikoff den Feldmarschallstab eingetragen, und der Czar fügt nun alljährlich zu dieser glänzenden Auszeichnung kleine Aufmerksamkeiten und Geschenke hinzu, welche dem Marschall beweisen, welche dankbare Erinnerung er ihm wegen seiner hervorragenden Betheiligung an einer Affaire bewahre, welche der schwedischen Uebermacht, die kurz vorher in dem Frieden von Altranstädt ihren Culminationspunkt erreicht, den Todesstoß gegeben.

Und wie der Czar den eigentlichen Sieger von Pultawa an dem Gedenktage des Sieges immer wieder von neuem beschenkt, so beglückwünscht wieder der König von Polen den Czar regelmäßig wegen des Sieges, der vor Jahren bei Pultawa erkämpft worden. Hatte der Tag von Pultawa doch dem kurzen Regimente des von Karl dem Zwölften von Schweden unterstützten polnischen Gegenkönigs Stanislaus Lesczinsky ein Ende gemacht und so den für Sachsen-Polen so unglücklichen Frieden von Altranstädt paralysirt, in welchem sich der von Schweden hart

bedrängte Kurfürst=König Friedrich August von Sachsen=Polen zur momentanen Verzichtleistung auf den polnischen Thron zu Gunsten Lesczinsky's hatte bequemen müssen.

Es ist also kein Wunder, wenn Friedrich August den Tag, der ihm einen verlorenen Thron zurückgegeben, in gutem Andenken behält und dem getreuen Alliirten, der ihm diesen Thron bei Pultawa zurückerobert hat, am 8. Juli eines jeden Jahres, das ins Land kommt, immer von neuem wieder huldigt.

Er hat es nöthig, den Czaren warm zu halten, und um ihn in gute Laune zu versetzen, läßt er das Glückwunschschreiben stets durch einen Courier besorgen, der bei Peter in hoher Gunst steht.

In den Tagen der Conferenz von Rawa, bei welcher die Allianz zwischen Friedrich August und dem eben von Wien rückkehrenden Peter zu Stande kam, hatte der Letztere seinem neuen Verbündeten einen jungen Kosacken geschenkt, der ihm sehr lieb war.

Der Kosack gewann rasch die Gunst seines neuen Herrn, dessen Religion er annahm und

dem er einmal halb und halb das Leben rettete, als er zu einer chirurgischen Operation, welche an dem König gegen den Willen seiner Leibärzte vorgenommen wurde, mit den drastischen Worten: „lieber Zeh' als Leben" seine Zustimmung gab.

Ein junger Chirurg, der einem der königlichen Leibärzte als Gehilfe zur Seite stand, hatte nämlich erkannt, daß sich der Brand einstellen müsse, wenn dem König eine verletzte Zehe nicht so schnell wie möglich abgenommen würde; es gelang ihm, die unwissenden Leibärzte für die Zeit, die er zur Ausführung der Operation brauchte, zu beseitigen, dem König Opium beizubringen und den Kosacken, welcher sich als Kammerdiener unausgesetzt um die Person des Königs bewegte und gleichsam dessen Krankenwärter war, für sein Vorhaben zu gewinnen, dessen Ausführung dem König das Leben erhielt.

Diesen Kosacken, dem Friedrich August, um seinem allmächtigen Alliirten zu schmeicheln, den Namen Peter August gegeben, benützt der König immer als Expressen, wenn er Peter zu dem Gedenktage von Pultawa gratulirt.

Peter August soll dem Czar durch sein bloßes Erscheinen die Tage, in welchen das russisch-polnische Bündniß zu Stande kam, ins Gedächtniß zurückrufen, und ihm eine lebendige Aufmunterung sein, die in Rawa geschlossene Allianz nie aus dem Auge zu verlieren.

Das Geschenk, welches der Czar an dem heutigen Gedenktage Menschikoff überreicht, besteht in einem prachtvollen, goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Schwerte, das zu dem Siege von Pultawa in einer gewissen indirecten Wechselbeziehung besteht.

Der Czar hatte nämlich bei der Zusammenkunft, die er vor sechs Jahren in Marienwerder mit dem König von Preußen gehabt, diesem einen Degen des Königs von Schweden zum Geschenke gemacht, der bei Pultawa mit anderen Gegenständen in die Hände der Sieger gefallen war. Der König von Preußen hatte das Geschenk später dadurch wettzumachen gesucht, daß er dem Czar jenes kostbare Schwert überreichen ließ, das dieser heute dem Feldmarschall Menschikoff einhändigt.

Ein historisches Curiosum interessanter Art

ist es, daß an demselben Tage, an welchem Peter die russische Macht durch den Sieg bei Pultawa so sehr befestigte, in der Hauptstadt seines brandenburgischen Alliirten drei Könige — ein lutherischer, ein katholischer und ein reformirter — bei einer Prinzessin persönlich Pathenstelle vertraten, welche später interessante Mittheilungen über den Czar veröffentlichte — Mittheilungen, die allerdings für Peter nicht sehr schmeichelhaft klangen.

Die Prinzessin, welche am 8. Juli 1709, also an demselben Tage, an welchem bei Pultawa die Völker auf einander schlugen, in Berlin getauft wurde, war die am 3. Juli 1709 geborene Tochter des damaligen Kronprinzen und nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm des Ersten von Preußen, und die drei Könige, die bei der Taufe der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, nachmaliger Markgräfin von Bayreuth, zu Gevatter standen, waren Friedrich der Vierte, König von Dänemark, Friedrich August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, und Friedrich der Erste von Preußen, welche sich in Berlin zusammen=

gefunden hatten, um sich über ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen Schweden zu verständigen.

Von Menschikoff begiebt sich der Czar zu Ostermann, den er ausersehen hat, die Verhandlungen, welche eben mit Schweden in der Schwebe sind, zum Abschlusse zu bringen.

Der schwedische Minister, Baron Görz, hatte, von dem Wunsche geleitet, dem durch einen nahezu zwanzigjährigen Krieg hart mitgenommenen Lande zu einem ehrenvollen Frieden zu verhelfen, die Initiative zu diesen Verhandlungen ergriffen und seinen Souverän auch schon halb und halb für die Friedensidee gewonnen, welche in Peter keinen Widersacher fand, da die Situation im Süden und Südosten Rußlands ganz danach angethan war, den Wunsch beim Czar aufkommen zu lassen, im Norden freie Hand zu bekommen.

Der Krieg mit dem römisch-deutschen Kaiser und mit der Republik Venedig hatte die Türken so geschwächt, daß ein offensives Vorgehen gegen dieselben von Seite Rußlands in diesem Augenblicke große Erfolgschancen hatte.

Peter war für den Fall, daß Schweden auf

Ingermanland, Esthland und Wyborg verzichten würde, entschlossen, selbst Liefland fahren zu lassen, um seine an die nordischen Gestade gefesselte Armee frei zu machen und gegen die Donaumündungen und das schwarze Meer werfen zu können.

Die Donauländer und die Krim sollten ihn für Liefland schadlos halten.

Ostermann sollte aber auf den Alandsinseln, welche Görz als Zusammenkunftsort vorgeschlagen hatte, noch einen letzten Versuch machen, wo möglich auch Liefland zu retten.

Zu diesem Behufe wollte ihn der Czar mit dreißigtausend Ducaten ausstatten, mit denen er nicht kargen sollte, wenn er Aussicht hatte, mit dem Gelde Eindruck auf die schwedischen Unterhändler zu machen.

Die dreißigtausend Ducaten waren bei Niemandem so gut aufgehoben, wie bei Ostermann, der von unerschütterlicher Ehrlichkeit war.

Der Mann, der sich vom simpeln Correspondenten zum Diplomaten hinaufgearbeitet hatte, und dabei so geizig war, daß er durch zwanzig Jahre ein und dasselbe Hausgewand trug, einen

geblümten, seidenen Schlafrock, auf dem er im Winter eine Pelzverbrämung anbrachte, hätte sich ein Gewissen daraus gemacht, sich unrechtmäßiger Weise auch nur eines Kreuzers Werth anzueignen.

Darum schätzte ihn auch der Czar, darum zählte er ihn den Dreien bei, die er ganz besonders respectirte.

Diese Drei waren Ostermann, Galizin und Scheremeteff.

Imponirte ihm die Ehrlichkeit des Ersteren, so achtete er an dem Zweiten die unerschütterliche Nüchternheit.

Der Mann, der seine Maitresse zwang, mit ihm um die Wette zu trinken, und bei dem Marie Nowosiltoff blos darum in so hoher Gunst stand, weil sie es, wie keine andere von seinen Geliebten, verstand, ihn zu Boden zu trinken, und weil sie selbst ihre zehnjährige Nichte Daria so erzog, daß es das unmündige Mädchen mit ihm im Trinken aufnehmen konnte, rechnete es Galizin hoch an, daß er, der Einzige am Petersburg-Moskauer Hofe, nie betrunken gewesen.

Scheremeteff aber liebte er, weil derselbe ein nobler Mann war und offene Tafel hielt.

Scheremeteff legte nämlich selbst an gewöhnlichen Tagen fünfzig Couverts auf, von denen auch der Aermste Gebrauch machen konnte, selbst wenn er im Hause des Marschalls ganz unbekannt war.

Zwischen zwölf und ein Uhr hatte Jedermann in Scheremeteff's Hause Zutritt, wenn er nur auf europäische Art gekleidet war.

Die Männer von Rang und Geburt begaben sich in den Salon, die Anderen warteten im großen Speisesaale. Auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich die Thüren dieses letzteren und der Hausherr trat mit den vornehmen Gästen ein, grüßte durch eine einfache Verbeugung alle Anwesenden, von denen er die meisten nie gesehen hatte, und lud sie ein, Platz zu nehmen.

Nach der Mahlzeit begab man sich in den Salon; die Kühneren unter den Ungeladenen drangen jetzt auch in diesen ein, ohne daß sich der Hausherr um sie bekümmert hätte, die Bescheideneren begnügten sich mit einer Tasse Kaffee, die ihnen am Büffet verabreicht wurde, und drückten sich dann.

Der so gastfreundliche Marschall entwickelte, wenn er öffentlich erschien, einen fabelhaften Glanz.

Er durchfuhr Moskau in einem vergoldeten, von acht Pferden gezogenen Wagen, den Läufer und Heiducken umgaben.

Wenn ihm, während er so pompös dahinraste, ein Officier in den Weg kam, der bescheiden zu Fuße ging, brachte er das Achtgespann zum Stehen, stieg aus dem Wagen und drückte dem Waffengefährten die Hand.

Die Soldaten vergötterten ihn auch, besonders seit er in dem unglücklichen Feldzuge am Pruth einem gemeinen Soldaten, den drei Türken attakirt hatten, mit eigener Lebensgefahr beigesprungen war.

Wie denn aber der Czar Niemandem unbedingt traute, so auch Ostermann nicht, und er war schon mit sich im Reinen darüber, daß er ihm den Feldzeugmeister Bruce als Aufpasser zur Seite geben wolle, wenn er ihn als Friedensunterhändler nach den Alandsinseln schickte.

Bruce, der Generalgroßmeister der Artillerie und des Geniewesens, der die politische und

wissenschaftliche Correspondenz mit Leibnitz geleitet hatte, galt bei dem Volke als Zauberer, weil er sich mit Astronomie beschäftigte und im Jahre 1711 den ersten russischen Kalender herausgegeben hatte.

Wenn die Leute in später Nachtstunde den Lichtschimmer in seinem Arbeitszimmer im Thurme von Suhareff bei Moskau sahen, bekreuzten sie sich ängstlich.

In dem Augenblick, wo der Czar Ostermann's Haus verläßt, um sich in die Untersuchungsgefängnisse zu begeben, erfährt er, daß der Fürst Romodanowsky soeben gestorben sei.

Romodanowsky war der Vertrauteste der Vertrauten des Czaren gewesen und hatte lange, der Einzige, des Vorrechtes sich erfreut, unangemeldet in die Drechslerwerkstätte Peter's eintreten zu dürfen.

Er hatte jahrelang den Rang des Großtorturers bekleidet und in dieser Eigenschaft Uschakoff herangebildet, der sich gewissermaßen eines Eingriffes in die Rechte des Hauses Romodanowsky schuldig machte, indem er, sozu sagen außer der Tour, Großinquisitor wurde.

Seit der Czar Alexis nämlich in dem Dorfe Preobratschensk bei Moskau die Staatsinquisition ins Leben gerufen hatte, war die Würde des Großinquisitors im Hause Romodanowsky erblich gewesen, und Fedor Romodanowsky war der Dritte dieser vornehmen Familie, welcher das Amt eines Großtorturers bekleidete.

Er zeichnete sich durch eine ganz besondere Rücksichtslosigkeit gegen Alle aus, die sich das Mißvergnügen des Czaren zugezogen hatten, und verwaltete sein Amt mit raffinirterer Grausamkeit, als seine Vorgänger.

Er begnügte sich nicht mit den unterirdischen Kerkern in Preobratschensk, sondern setzte es beim Czar durch, daß die Inquisition nach dem Kreml übertragen wurde, wo er nun den ganzen Folterapparat in erschreckend großartiger Weise in Scene setzte.

Eines Tages ließ er beispielsweise, um eine Emeute im Keime zu ersticken, die ersten zweihundert Insurgenten, die ihm in die Hände fielen, ohne jede Untersuchung, ohne Feststellung des Grades ihrer Schuld auf dem rothen Platze vor dem Kreml so aufhängen, daß er ihre Lenden

mit eisernen Haken harpunirte, die sich in Pfosten einklammerten, welche man in das Pflaster eingerammt hatte.

Die unterirdischen Kerker hatte er so einrichten lassen, daß sie nur von einer Seite durch eine vergitterte Oeffnung, vor welcher Schildwachen standen, einen Schimmer von Licht erhielten.

Diese kleine Oeffnung diente zugleich dazu, den Gefangenen die Nahrung zuzuleiten.

Auf den drei übrigen Seiten fielen diese unheimlichen Kerker, um jede Möglichkeit einer Flucht abzuschneiden, senkrecht in einen tiefen vergitterten Graben ab, in welchem sich Bären umhertrieben.

Romodanowsky war von jeher ein Querkopf gewesen, der sich Alles herausnehmen durfte und eine Art bevorzugter Stellung am Hofe einnahm, so daß selbst der Czar, wenn er ihn besuchte, den Wagen vor seinem Palaste stehen ließ und zu Fuße den Vorhof durchschritt, und sich, in seinen Gemächern angelangt, erst dann niedersetzte, wenn ihn der Fürst durch eine Handbewegung dazu einlud.

Als Querkopf hatte er sich auch bei Gelegenheit einer diplomatischen Mission bewährt, mit welcher

ihn der Czar Michaelowitsch im Jahre 1687 an den Hof des großen Kurfürsten betraut.

Der große Kurfürst war, als Romodanowsky in Königsberg ankam, sehr kränklich und wollte den russischen Gesandten im Bett liegend empfangen. Da prätendirte Romodanowsky nichts weniger, als daß man ihn ebenfalls in einem Bette, im Schlafrocke und mit einer Schlafmütze auf dem Kopfe, in das Audienzzimmer trage.

Der Kurfürst verließ nun, so krank er war, Bett und Schlafzimmer und nahm im Thronsaale Platz.

Nach beendeter Audienz sagte er zu denen, die sich über die Unverschämtheit des Gesandten aufhielten, lächelnd:

„Laßt es gut sein! Ich habe einen nordischen Bären zum Freunde, vor dessen Genossen die Freunde eben so wenig sicher sind als die Feinde. Es ist wohl am besten, man bleibt ihm so weit als möglich vom Leibe!"

Unter dem frischen Eindrucke der Todesnachricht begab sich der Czar zu Uschakoff, der durch seine Gnade das Amt des Großtorturers versah, seit Romodanowsky den Strapazen desselben wegen

seines hohen Alters und seiner zunehmenden Kränklichkeit nicht mehr gewachsen war.

Er umarmte Uschakoff mit Thränen in den Augen und sagte zu ihm:

„Für dich habe ich in diesem Augenblick nur ein Wort: werde wie er war! Trachte, ihm gleichzukommen!"

Nachdem sich Peter gefaßt hatte, sagte er zu Uschakoff:

„Laß uns an die Geschäfte gehen! Führe mich zuerst zu dem Wahrsager. Rumänzoff ist gerade zu rechter Zeit von Neapel zurückgekehrt, um den guten Mann nach Sibirien begleiten und Gagarin von Sibirien hieher escortiren zu können. Rumänzoff wird seine Sachen besser machen, als Matwejeff, der von all' den Dingen, die Gagarin vorbereitete, nichts sehen wollte."

Matwejeff, den der Czar, wie der Leser weiß, vor mehreren Jahren nach Sibirien geschickt hatte, damit er erforsche, was an den Denunciationen, die gegen Gagarin eingelaufen waren, Wahres sei, hatte den Gouverneur von Sibirien damals vollständig entlastet, und dieser hatte nun, da ihm Matwejeff so durch seine falschen Rapporte an

den Czar den Rücken gedeckt hatte, in voller Sicherheit jahrelang seine Ränke fortspinnen können, die auf ein gemeinschaftliches Operiren mit der Partei des Czarewitsch und in letzter Linie auf seine Unabhängigkeitserklärung Sibiriens unter der Dynastie Gagarin hinausliefen.

Des Gouverneurs geheimer Gedanke bestand nämlich darin, den Umsturz der Dinge in Moskau zu benützen, um im Trüben zu fischen, und der Czar, der nun längst dahinter gekommen war, daß ihn Matwejeff angelogen und Gagarin ein falsches Spiel gespielt habe, hatte sich des Ersteren bereits versichert und wollte nun Rumänzoff ausschicken, um auch den Gouverneur in seine Hände zu bekommen.

Uschakoff geleitete den Czar in das Gefängniß, in welchem sich der Wahrsager befand.

Dieser nannte sich Mikiforowitsch Schubin und stammte aus einer Familie, die sich von jeher mit dem Wahrsagen abgegeben hatte.

Ein Schubin war Mönch gewesen und hatte sich mit der Sternkunde befaßt. In der Johannisnacht 1681 hatte er an der Tafel Iwan Narischkin's die Prophezeiung gethan, daß Alle, die

jetzt an der Tafel säßen, binnen drei Tagen durch Mörderhand umkommen würden. Wirklich brach drei Tage später der erste Strelizenaufstand aus, der Allen, die in der Johannisnacht bei Narischkin getafelt, das Leben kostete.

Der Schubin, den der Czar jetzt in seinen Gefängnissen aufbewahrte, hatte sich veranlaßt gesehen, in die Prophetenfußstapfen seines Großoheims zu treten und zu weissagen, daß die russische Krone in wenigen Jahren an die Nachkommenschaft des Czaren Iwan zurückfallen würde.

Die Prophezeiung Schubin's lautete:

„Ich erblickte, als ich den besternten Himmel und die wunderbare Constellation der Planeten betrachtete, im zehnten Hause der Würden, welches mit dem zur Zeit der Geburt eines Menschen culminirenden Punkte der Ekliptik beginnt, eine Sternenschrift. Auf einem milchweißen Bande standen unter einer Kaiserkrone die Worte: Anna Iwanowna, und am Rande erblickte ich die Unterschrift: ehe dreizehnmal dreizehn Monde sich neigen."

Die Weissagung kam unter die Leute, und wer sie hörte, war überzeugt, daß Anna Iwa-

nowna, die Nichte Peter's und die Witwe des Herzogs von Kurland binnen dreizehnmal dreizehn Monaten Czarin sein würde.

Kein Mensch wußte sich zu erklären, wie ein solches Ereigniß möglich wäre, da der Czar noch jung und rüstig, seine Gemahlin erst dreißig Jahre alt war, sein Sohn aus erster Ehe und sein Enkel lebten und auch aus zweiter Ehe Kinder da waren — und doch glaubten Viele an das Eintreffen der Prophezeiung, deren Urhebern Uschakoff so lange nachforschte, bis er den Urquell derselben in Schubin entdeckte.

Der Czar verstand keinen Spaß und sah in der Sache ein Symptom einer geheimen, aufrührerischen Bewegung, die sich im Interesse seiner Nichte vorbereitete.

Um der Partei, die vielleicht dahinter steckte, die Lust an weiteren Machinationen zu verleiden, ließ er dem Wahrsager den Proceß machen.

Er ließ ihn knuten und foltern, um von ihm Geständnisse zu erpressen, und ihn, als er nichts aussagte, in das unheimliche Gefängniß bringen, welches den Namen Steinsack führte, und welches so niedrig und so klein war, daß

sich der Gefangene darin weder aufrecht halten noch niederlegen konnte.

Peter kündigte jetzt dem Wahrsager persönlich an, daß er ihn nach Sibirien schicken, ihn dort mit einer Kamtschadalin verheirathen und so in die Lage versetzen würde, die schöne Gabe der Weissagerei in seiner Familie auch fernerhin fortzupflanzen.

Von dem Wahrsager begab sich Peter zu der sogenannten rothen Treppe, unter welcher die Executionen vorgenommen zu werden pflegten, denen er stets mit Vorliebe beiwohnte.

Der Erste, der heute geknutet werden sollte, war ein Edelmann, Namens Korkodinoff, der bei einem Feste, zu welchem er auch den Metropoliten von Moskau geladen, seinen Gästen harte Eier vorgesetzt hatte, obwohl gerade Fasttag war.

Der Metropolit hatte sich entrüstet von der Tafel erhoben und war stehenden Fußes hingegangen, um die Sache bei Gericht anhängig zu machen, welches dem Frevler am Kirchengesetze zur Bastonnade und zum Verluste des halben Vermögens verurtheilte.

Nach dem Edelmanne erhielt ein Oberst die

Knute, der einem Soldaten seines Regimentes, der aus einer reichen Familie stammte, eine kostbare Dose unter dem Vorwande abgenommen hatte, daß er sie zu Hause eingehender besichtigen wolle. Der Soldat meldete sich um seine Dose, da der Oberst keine Miene machte, sie ihm wieder zurückzustellen. Der Oberst verweigerte die Rückgabe des werthvollen Stückes, und als der Eigenthümer der Dose etwas ungestüm bemerkte: „Aber sie gehört doch mir," schrie der Oberst: „Was, du wagst es, den Respect gegen deine Vorgesetzten aus den Augen zu lassen?" Gleichzeitig klingelte er dem Soldaten, der als Ordonnanz in seinem Vorzimmer stand, und befahl dem auf das Glockenzeichen Eintretenden, dafür zu sorgen, daß der vorlaute Bursche, der sein Eigenthum so hartnäckig reclamirt hatte, fünfzig Stockstreiche erhalte. Der Soldat mußte sich die Schläge aufmessen lassen, aber es gelang ihm später, den Fall durch einen vornehmen Verwandten beim Czar anhängig zu machen, der die Sache streng untersuchen ließ und, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der muthwillig gemißhandelte Soldat das Recht auf seiner Seite hatte, das Urtheil

dahin fällte, daß dem Soldaten die Dose zurückzugeben, der Oberst aber infam zu cassiren und zu knuten sei.

Nach dem Obersten kamen drei Leute an die Reihe, welche sich hatten Verbrechen zu Schulden kommen lassen, die in anderen Staaten entweder gar nicht oder doch ungleich gelinder wären bestraft worden.

Der Eine war ein Deutscher, dem es in Moskau nicht mehr gefiel und der es versucht hatte, sich insgeheim fortzuschleichen. Er wurde bei dem Fluchtversuche erwischt und zur Bastonnade verurtheilt, da eine czarische Verordnung Jedem, der sich in Rußland einmal angesiedelt, verbot, die Stadt, die er sich zum Aufenthaltsorte erwählt, heimlich zu verlassen.

Der Zweite hatte sich einer Majestätsbeleidigung schuldig gemacht, weil er eine Eingabe an den Czar mit seinem vollen Namen unterzeichnet hatte, ohne sich der Verkleinerungsphrase zu bedienen und sich im Schlußsatze den unterwürfigsten Knecht (cholop) Seiner czarischen Majestät zu nennen. Wer Jacob hieß, mußte sich in jeder Eingabe an den Czar Jakobulus

unterschreiben, weil das Gegentheil, nämlich die Unterfertigung des Namens in der üblichen Form, als eine der czarischen Autorität abträgliche Anmaßung ausgelegt und als Majestätsbeleidigung geahndet wurde.

Bei dem dritten Uebelthäter hatte man den in Rußland streng verpönten Kalender des Astronomen Vogt vorgefunden, der die allgemeine Phrase enthielt: „Moskau wird seinem Unglück auch nicht entgehen," in welcher die russischen Behörden eine Anspielung auf eine Zukunftsrevolution witterten, welcher sich Jeder mitschuldig machte, der Vogt's Kalender besaß.

Von der rothen Treppe begab sich Peter in Uschakoff's Cabinet und richtete an den Großtorturer zunächst die Frage:

„Hast du die beiden Männer, die man aus Italien hieher gebracht hat, verhört?"

Unter den „beiden Männern" verstand der Czar den Schweden und den Zigeuner Pochwisneff, welche fast gleichzeitig mit dem Czarewitsch und Jwanka nach Moskau gekommen waren, obgleich ein Theil von dem andern nichts wußte.

Der Czarewitsch war, nachdem ihm Tolstoi

auf das Kruzifix zugeschworen, daß ihn der Vater gnädig aufnehmen und mit einem Commando gegen die Türken betrauen werde, freiwillig von Neapel fortgegangen. Hatte ihn doch Iwanka durch das Vorgeben, daß ihr die Muttergottes wiederholt im Traume erschienen sei und sie aufgefordert habe, dem Czarewitsch zuzureden, Frieden mit dem Vater zu machen, in seinem Entschlusse bestärkt, von dem freundlichen Entgegenkommen des Vaters Nutzen zu ziehen, das er eben so ernst nahm, wie Iwanka die Intervention der Czarin im Interesse des Hausfriedens ernst genommen hatte.

Die beiden Männer aber, die Rumänzoff auf der Straße von Florenz nach Rom hatte überfallen lassen, waren zwangsweise nach Moskau spedirt worden, und ihre Reise hatte sich so verzögert, daß sie auch erst vor wenigen Tagen daselbst angekommen waren.

Zuerst waren sie vierzehn Tage im Gebirge zurückgehalten worden, bis das Aviso kam, daß die russische Brigg „der Blitz“ im Hafen von Livorno eingetroffen sei.

Dann hatte man sie gebunden und geknebelt

aus den Bergen an die See geschafft, die Vorsicht gebrauchend, daß man nur bei Nacht reiste.

Die Seereise von Livorno nach Petersburg hatte fünf Wochen, der Transport von Petersburg nach Moskau eine weitere Woche in Anspruch genommen.

„Der Zigeuner gestand von vornherein, daß er ein ergebener Diener des Czarewitsch sei!“ beantwortete Uschakoff Peter's Frage. „Ich habe ihm einen Brief abgenommen, welcher an Eure czarische Majestät adressirt ist. Die Schriftzüge verrathen die Hand des Czarewitsch.“

„Gieb den Brief her!“ befahl der Czar.

Indem Uschakoff gehorchte, sagte er:

„Der Zigeuner hat erklärt, daß er vom Czarewitsch den Auftrag erhalten, diesen Brief Eurer czarischen Majestät erst dann auszufolgen, wenn der Schreiber desselben nicht mehr am Leben sein würde.“

„Der Schreiber ist so gut wie todt!“ sagte der Czar mit einem hämischen Lächeln, indem er den Brief erbrach. „Eine Art Testament!“ fuhr er, ihn lesend, fort. „Immer das alte Lied! Ich hab' es oft genug von ihm gehört! Er empfiehlt

mir, eingedenk zu bleiben des Gedankens, von dem ich mich leiten ließ, als ich vor zwanzig Jahren das Andreaskreuz stiftete, um durch dasselbe Verdienste zu belohnen, die sich meine Generale und Officiere im Kriege gegen die Türken erworben. Er beschwört mich, ihn das letzte Opfer einer Politik sein zu lassen, welche russische Prinzen an deutsche Prinzessinnen schmiedet, welche sich unberufen in deutsche und polnische Händel mischt, und dabei den Erbfeind Rußlands aus den Augen läßt! Thörichter Knabe!" murmelte der Czar, den Brief zerknitternd und wegwerfend. „Als ob man nicht auch nach Constantinopel marschirte, wenn man sich an der Ostsee und in Polen festsetzt — als ob nicht mehrere Wege nach Rom führten und der Moscoviter nicht am besten für seine Zukunft sorgte, wenn er seine Nachbarn zu verkleinern und in Abhängigkeit von sich zu halten sucht! Kurzsichtiger Thor, der nur in Einem Recht hat, daß sein Leben nicht den Werth einer Haselnuß hatte, als er diesen Brief schrieb! Heb' ihn auf, Uschakoff, ich will sehen, von wannen er datirt?"

Uschakoff hob den zerknitterten Brief von der Erde und reichte ihn dem Czar, der nach einem flüchtigen Blicke auf denselben sagte:

„Petersburg am Palmsonntag 1717 — also kurz vor seiner Flucht! Wie ich hier den Brief des Elenden zerreiße und die Fetzen in die Winde streue, so schlage ich seine anmaßlichen Rathschläge in den Wind, so werde ich das Leben des Empörers zerstören."

Der Czar zerriß den Brief und warf die Stücke von sich.

„Was soll mit dem Zigeuner geschehen?" erkundigte sich Uschakoff.

„Er wird vor dem Gerichtshofe, den ich einsetzen werde, um die Verschwörer, den Czarewitsch und seine Mutter vorauf, zu richten, Rede und Antwort stehen."

„Man sagt, daß du dem Czarewitsch und seinem Anhange Verzeihung zugesichert hast!" warf Uschakoff hin, den Czar mit einem lauernden Blick streifend.

„Tolstoi hat ihm in meinem Namen zugeschworen, daß ihm und den Seinigen kein Haar gekrümmt werden soll — dies Wort will ich ein-

lösen!" sagte der Czar mit einem unheimlichen Lächeln. „Man kann Leuten ihre Köpfe zu Füßen legen, ohne ihnen auch nur ein Haar zu krümmen — der Ungerathene soll's an sich erfahren! Wie kannst du glauben, daß ich ihn in meiner Gewalt haben und ihm nicht heimzahlen sollte, was er an mir, was er gegen mich gethan hat? Ich sage dir, Uschakoff, die Leute sollen sich noch in späten Tagen von dem Gerichte erzählen, das der Czar gehalten hat. Ich will die Zeiten von vor zwanzig Jahren wieder aufleben machen, und es soll mich wenig kümmern, wenn man sagen wird, ich hätte nicht blos buchstäblich, sondern auch dem Geiste nach halten sollen, was ich durch Tolstoi dem Czarewitsch schwören ließ!"

„Ich kann dir nicht Unrecht geben, wenn du Strenge übst!" sagte Uschakoff innerlichst zufrieden.

„Ich rechne auf dich, Uschakoff!" fuhr der Czar nach einer Weile fort. „Vor Allem übergebe ich dir die Maitresse meines Sohnes!"

„Das Mädchen, das mit ihm von Neapel kam, das viel dazu beitrug, daß er hieher zurückkehrte?"

„Warum erinnerst du mich an ihre Verdienste? Glaubst du, ich hätte sie vergessen? Traue mir ein besseres Gedächtniß zu! Iwanka ist von Rechtswegen das Weib des Kutschers Sujakim. Wenn ich rücksichtslos sein wollte, könnte ich sie von neuem an den Mann schmieden, dem sie entlief, um meinem Sohne nachzulaufen. Aber eben, weil ich mir gegenwärtig halte, daß sie mir in Neapel nützlich gewesen, soll sie nicht gezwungen werden, mit ihrem rechtmäßigen Manne zu leben. Ich will sie in ein Kloster stecken — sie hat ja mit Vorliebe das Klosterleben aufgesucht, als sie nicht dazu gezwungen war. Ehe ich sie aber für ewig verschwinden mache, soll sie mir noch einen Dienst leisten. Sie war mehrere Jahre in Berezani — sie hat dort Gelegenheit gehabt, Eudoxia Feodorowna Lopuchin zu beobachten. Sie soll nun aussagen, was sie erlauscht hat.“

„Ich werde versuchen, ihr Geständnisse zu erpressen!“ fiel Uschakoff dem Czar in die Rede.

„Du mißverstehst mich, Uschakoff!“ sagte Peter. „Ich brauche von dem Weibe des Kutschers nichts zu erfahren. Ich weiß Alles, was

sie mir sagen könnte, ich weiß, daß sie mit meiner ersten Frau unter einer Decke gesteckt hat. Was ich von ihr verlange, ist nur, daß sie gegen Eudoxia Feodorowna Lopuchin aussagt, was wir ihr in den Mund legen wollen. Es liegt mir daran, den Nimbus zu zerstören, der meine erste Frau umgiebt, ihr den Mantel der Unschuld und Tugend, in den sie sich zu hüllen wußte, von den Schultern zu ziehen. Sie muß aufhören, Märtyrerin zu sein und Buhlerin werden. Iwanka soll sie durch ihre Aussage dazu machen. Sie soll angeben, daß sie Zusammenkünfte mit Officieren hatte, in die sie verliebt war, und daß sie die Verschwörung begünstigte, um zur Freiheit zu gelangen und sich offen zu den Männern bekennen zu können, die sie insgeheim liebte."

„Wird Iwanka darauf eingehen, Eudoxia Feodorowna Lopuchin in dieser Weise anzuklagen?" fragte Uschakoff bedenklich.

„In dieser Beziehung rechne ich eben auf dich!" entgegnete der Czar. „Du hast schon manches Geständniß erpreßt, zeige auch hier, was du kannst. Uebrigens will ich dir einen Weg an=

geben, auf welchem du leicht zum Ziele gelangen kannst. Sage Iwanka, daß solche Sachen gegen den Czarewitsch hervorgekommen seien, daß ich mich durch mein Versprechen, ihm zu verzeihen, nicht gebunden halte, daß ich aber doch geneigt sei, ihm das Leben zu schenken, wenn ich Beweise gegen seine Mutter in die Hand bekomme, die mich in den Stand setzen, diese für immer politisch unschädlich zu machen. Deute ihr an, sie habe das Leben des Czarewitsch in der Hand — wenn sie spricht, wie wir es wünschen, wenn sie des Czarewitsch Mutter der Sittenlosigkeit beschuldigt und mir so eine Handhabe giebt, das Ansehen zu zerstören, in welchem sie noch immer bei dem Volke steht, so wird der Czarewitsch begnadigt. Iwanka liebt den Czarewitsch, sie wird also thun, was wir ihr ansinnen, um den geliebten Mann zu retten."

„Ich werde mich bemühen, deine Zufriedenheit zu erwerben, Väterchen!" sagte Uschakoff. „Was soll mit dem Schweden geschehen, der sich bei der ersten Einvernahme so ungeberdig benommen und mir höhnisch aufgetragen hat, dir zu rathen, dein Täubchen ja recht wohl in Acht

zu nehmen, damit es dir der Wolf im Schafspelze nicht zerreiße?"

„Wen mag er wohl unter dem Wolf im Schafspelze gemeint haben?" fragte der Czar betreten.

„Er erklärte sich nicht genauer, fragte mich aber mit einem eigenthümlichen, spöttischen Lachen, ob ich nicht wisse, wie dem Kammerherrn Mousen die Cur in Spaa bekommen habe?"

Eine flammende Röthe überzog Peter's Gesicht. Er erinnerte sich, daß Mousen im Gefolge seiner Gemahlin in Spaa gewesen — und Mousen war ein schöner, junger Mann und die Anspielung des Schweden schien zu verrathen, daß er um Dinge wisse, die den Czar nicht sonderlich erbaut hätten, wenn sie ihm zu Ohren gekommen wären.

Peter beschloß in dieser Stunde, auf den Kammerherrn ein wachsames Auge zu haben.

„Der Schwede kann mir nicht gut sein — ich begreife das ganz gut!" sagte er, Fassung und Ruhe heuchelnd. „Er befindet sich mir gegenüber in einer so außergewöhnlichen Stellung, daß ich ihm seine Zornausbrüche nachsehen

muß und seine Worte nicht auf die Goldwage legen darf. Ich werde ihn nicht dem peinlichen Verfahren unterziehen, das ich gegen die übrigen Mitglieder der Verschwörung einleiten werde. Ich will rücksichtsvoller gegen ihn sein, als er einst gegen mich war. Er wollte mich vor einigen Jahren beim Papste verklagen — ich besitze noch die Papiere, die ihm Kurakin zu Rom abgenommen hat. Ich will ihm nicht mit gleicher Münze bezahlen, ihm nicht den Proceß machen. Rumänzoff kann ihn mit nach Sibirien nehmen und in einem festen Platze unterbringen. Dort soll er uns nicht wieder lästig fallen. Es freut mich, daß ich ihn habe, es ist mir schwer genug geworden, seiner habhaft zu werden, und hätte mich nicht der Zufall begünstigt, hätten Tolstoi und Rumänzoff nicht so gut und energisch in Wien ihre Maßregeln getroffen, er hätte mir noch manchen Schabernack spielen können. Jetzt aber hat er seine Rolle ausgespielt!"

Der Czar verließ mit einem zufriedenen Lächeln Uschakoff's Cabinet.

Achtes Kapitel.

Das Ende.

Die Welt hat keinen unheimlicheren Proceß gesehen, als jenen, der sich in den letzten Monaten des Jahres 1717 gleichzeitig in Moskau und in Petersburg abspielte.

Wortbruch, Grausamkeit, Hinterlist und Servilismus vereinigten sich zu einem Ensemble, das wohl noch nie seines Gleichen gesehen.

Wortbruch und Grausamkeit waren auf Seite des Czaren, die Hinterlist trug die Czarin im Herzen, welche sich die Miene gab, als ob sie ihren Gemahl zur Milde stimmen wollte, während sie in der That innerlichst mit seinem rücksichtslosen Vorgehen einverstanden war und vor Begierde brannte, den Stiefsohn, der ihren eige-

nen Kindern im Wege stand, für immer unschädlich zu machen und von ihrer Bahn, die er früher oder später hätte kreuzen können, zu entfernen.

Den Servilismus aber vertrat der Gerichtshof, den der Czar aus allen Theilen seines weiten Reiches zusammenberufen hatte, um den Czarewitsch zu richten.

Von den hundert Personen, aus welchen dieser außerordentliche Gerichtshof bestand, hatten nur drei den Muth, dem Todesurtheile, das der Czar über seinen Sohn gefällt wissen wollte, nicht beizustimmen.

Diese drei waren Galizin, Repnin und Scheremeteff.

Die übrigen siebenundneunzig sprachen den Czarewitsch Alexei des Hochverrathes schuldig und verurtheilten ihn zum Tode.

Ueber die Art, wie der Czar dies Todesurtheil vollstrecken ließ, gehen die Berichte auseinander.

Nach der einen Version brachten die dem Czarewitsch fast zu gleicher Zeit angekündigte Todesstrafe und Begnadigung eine so schreckliche

Revolution in seinem Organismus hervor, daß er am folgenden Tage starb.

Der Czar schrieb seinen Gesandten an den verschiedenen europäischen Höfen, sein Sohn sei vor Schrecken vom Schlage gerührt worden und an den Folgen dieser gewaltsamen Erschütterung gestorben.

Peter sagte zu dem Wundarzte, der gerufen wurde, dem unglücklichen Prinzen eine Ader zu öffnen:

„Da die Revolution so schrecklich gewesen ist, so öffne ihm vier Adern."

So lag im Heilmittel selbst die Vollstreckung des Urtheils.

Nach einer andern Version befahl Peter dem General Weyd, dem Czarewitsch ein Gift beizubringen.

Weyd war der geeignete Mann dazu, denn er verstand sich auf Gifte.

Als Sohn eines holländischen Apothekers, der sich in Moskau niedergelassen, hatte er sich in seinen Jünglingsjahren mit Pharmazie befaßt, ehe er die militärische Laufbahn eingeschlagen, und war der Genosse Peter's bei seinen Moskauer

Debauchen geworden, welche besonders in den Jahren 1699 und 1700 so großartige Dimensionen angenommen hatten, daß der Czar damals für den berüchtigtesten Nachtschwärmer in Moskau galt.

Sei es, daß die Giftdosis, die Weyd in Anwendung gebracht, eine zu geringe gewesen, sei es, daß die kräftige Natur des Prinzen dem Gifte energischen Widerstand leistete, genug, die Wirkung dieses letzteren war eine so ungenügende, daß der Todeskampf kein Ende nehmen wollte.

Da soll nun Weyd aus Mitleid den Leiden des Czarewitsch dadurch ein Ende gemacht haben, daß er mit einem Beile den Kopf des unglücklichen Märtyrers vom Rumpfe trennte.

Der Czar billigte nachträglich dies Unternehmen Weyd's und befahl der Vertrauten seiner Gemahlin, dem Fräulein Krähmer, den Kopf wieder an den Rumpf anzunähen, damit man den Leichnam des Czarewitsch öffentlich ausstellen könne.

Die Krähmer führte die Arbeit, mit der man sie betraut hatte, so geschickt aus, daß Niemand die Verstümmelung wahrnahm, die Weyd an dem Körper vorgenommen hatte.

Der Leichnam des Prinzen blieb vier Tage hindurch mit unbedecktem Gesichte zur Schau ausgestellt und wurde dann in Gegenwart des Czaren und der Czarin in der Citadelle zur Erde bestattet.

Die Mutter des Czarewitsch erlag unter der Last der Anklagen, die sich gegen sie häuften, da ihr Gemahl Alles daran setzte, ein Beweismaterial gegen sie aufzuthürmen, unter dessen Last sie zusammenbrechen mußte. Man klagte Eudoxia Feodorowna Lopuchin an, daß sie mit Officieren und Geistlichen Liebesverhältnisse angeknüpft, und benutzte die Iwanka erpreßten Aussagen dazu, sie in die Enge zu treiben.

Als sie kein Geständniß ablegte, spannte man sie auf die Folter und zwang sie, Liebesbriefe zu schreiben, die darauf berechnet waren, sie zu belasten.

Die ihr so abgezwungenen Briefe wurden veröffentlicht, und Glebow, an den sie angeblich gerichtet waren, dem hochnothpeinlichen Verfahren unterworfen.

Er behauptete unter den grausamsten Mar-

tern Eudoxia's Unschuld und schrieb standhaf ihr Geständniß der Furcht vor der Strafe zu

Er wurde gespießt, nachdem er es abgelehn hatte, sich das Leben dadurch zu erkaufen, daß er sich und die Czarin für schuldig erklärte.

Er lebte noch fünfzehn Stunden, nachdem man ihm den Pfahl durch den Leib gerannt hatte.

Es war Mitte December und grimmig kalt.

Um zu verhindern, daß ihn die Kälte vorzeitig tödte, hatte man ihm eine warme Mütze aufgesetzt, Pelzstiefel angelegt und einen Pelz umgehängt.

Der Czar, der bei der Tortur zugegen gewesen war, und auch der Execution beiwohnen wollte, erschien auf dem Richtplatze und forderte den unsäglich Leidenden auf, sein und Eudoxia's Verbrechen einzugestehen.

Glebow raffte seine letzten Kräfte zusammen, sah den Czar mit Wuth und Verachtung ausdrückender Miene starr an und sagte:

„Du mußt so dumm und schwach sein, als du grausam bist, wenn du glauben kannst, daß ich, nachdem ich unter der unerhörten Marter, welche deine Barbarei mich hat erdulden

lassen, die Tugend der Eudoxia zu beflecken nicht gewagt habe, jetzt, wo ich keine Hoffnung mehr habe, mein Leben zu erhalten, die Unschuld und die Ehre einer tugendhaften Frau antasten werde, an der ich keinen andern sie entehrenden Flecken bemerkt habe, als daß sie dich so großmüthig geliebt hat. Geh mir aus den Augen," setzte der Sterbende mit einer letzten Anspannung seiner Kräfte hinzu, indem er dem Czar ins Gesicht spuckte, „geh mir aus den Augen und laß mich ruhig sterben."

Eine Viertelstunde darauf starb Glebow.

Der Czar ließ ihm den Kopf abschlagen, zerrte ihn bei den Haaren in die Höhe und zeigte ihn, Flüche ausstoßend, der versammelten Menge.

So groß auch Peter's Verlangen war, Eudoxien gleichfalls verurtheilt zu sehen, so mäßigte er sich seiner ersten Gemahlin gegenüber doch so weit, daß er nicht selbst als Richter auftrat, sondern das Urtheil einer Versammlung von Bischöfen und Priestern überließ, welche auf seine blutigen Intentionen nicht einging und, die gegen die unglückliche Frau aus allen Ecken zusammen=

gestoppelten Beweise nach Gebühr würdigend, sie blos zur Geißelung durch zwei Nonnen verurtheilte.

Nachdem die Execution bei vollem Kapitel vollzogen worden war, wurde sie in ein Kloster am Ladogasee geschickt, in welchem sie den Fuß nicht vor die Zelle setzen durfte, vor deren Thür Schildwachen auf und ab gingen.

Ihre einzige Gefährtin war eine Zwergin, Namens Agathe, die ihr treu zur Seite stand.

Die beiden lebten ein ganzes Jahr von dem, was ihnen die Gnade der Aebtissin zukommen ließ, denn Peter hatte vergessen, seiner verstoßenen Frau eine Summe zum Lebensunterhalte auszuwerfen, und Menschikoff, dem speciell die Stadt Ladoga unterstand, brauchte ein Jahr, um den Fehler seines Gebieters gut zu machen.

Und weiter und weiter zog das blutige Gericht, das Peter über die Freunde seines Sohnes abhielt, seine Kreise.

Abraham Lopuchin, der Bruder Eudoxiens, wurde enthauptet, der Archimandrit, der an der Spitze der geistlichen Opposition gestanden, gerädert, die Prinzessin Troinkurow, eine Schwester

Eudoxiens geknutet und in das Kloster von Totma im Gouvernement Wologda gesteckt.

Anastasia Galitzin, der nichts zur Last gelegt werden konnte, als daß sie den Czarewitsch stets von dem, was bei Hofe vorging, in Kenntniß gesetzt, wurde in dem Polizeihofe von Preobratschensk in Gegenwart von hundert Personen gestäupt.

Simon Fürst Scherbatoff, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er insgeheim mit Eudoxia correspondirt und sie in seinen Briefen mit dem Titel „czarische Majestät" angeredet hatte, wurde gepeitscht und mit aufgeschlitzten Nasenlöchern und ohne Zunge nach Pustozensk an die Gestade des weißen Meeres geschickt.

Die Prinzessin Marie, Peter's Schwester, wurde als angebliche Mitschuldige Eudoxiens zu hundert Ruthenstreichen verurtheilt, welche ihr in Gegenwart des Czaren und des ganzen Hofes, der dazu commandirt war, auf die Hüften aufgezählt wurden, worauf sie nach der Festung Schlüsselburg gebracht wurde, während man ihre Hausbedienten, Beichtväter und Damen, ihre Oberhofmeisterin obenan, stäupte, ihnen die

Nasen spaltete, die Zungenspitze abschnitt und sie so verunstaltet nach Sibirien transportirte, woher Rumänzoff den Gouverneur Gagarin zur Aburtheilung nach Moskau gebracht hatte.

Gagarin wurde siebenmal gefoltert, unbarmherzig geknutet und endlich, nachdem sein eigener Sohn unter der Folter gegen ihn ausgesagt hatte, hingerichtet.

Soboleff, Matwejeff und den ganzen militärischen Anhang des Czarewitsch ereilte dasselbe Schicksal. Sie alle büßten ihre Anhänglichkeit an Alexei mit dem Leben.

Der letzte, der hingerichtet wurde, war Michailoff Pochwisneff.

Die Czarin hatte mit ihren Gegnern aufgeräumt; mit dem Testamente ihres Gemahls in der Hand konnte sie, ihrer Feinde ledig, der Zukunft kühn und zuversichtlich ins Auge sehen.

Aber sie sollte sich ihres Erfolges nicht gar zu sehr freuen.

Die Nemesis ereilte sie nur zu bald.

Kaum war der Stiefsohn aus dem Wege geräumt, so nahm ihr der Himmel den eigenen Sohn, in dem sie den künftigen Czar gesehen.

Der vierjährige Knabe wurde vom Blitz erschlagen.

Und nicht genug daran, so kehrte sich auch die ganze Eifersucht des Czaren gegen seine Gemahlin, seit der Schwede auf den Kammerherrn Mousen hingewiesen.

Er beobachtete die Gemahlin und controlirte ihren Verkehr mit Mousen auf das Genaueste, und als eines Tages die kleine Prinzessin Elisabeth in kindischer Geschwätzigkeit in Gegenwart ihrer Mutter bemerkte, daß Mama einmal, als sie mit Mousen allein gewesen, sehr erschrocken gethan hatte, als sich Papa unversehens näherte, warf er der Gemahlin einen vernichtenden Blick zu.

Der Liebeshandel seiner Frau erschien ihm fortan zweifellos, und er sann jetzt nur noch darüber nach, wie er Mousen beikommen konnte, ohne sich etwas zu vergeben, und ohne seine Eifersucht zu verrathen.

Er fand bald die gesuchte Handhabe in dem Gesetze, das er selbst vor Jahren gegeben hatte, und das alle bei Hofe Angestellten mit der Todesstrafe bedrohte, wenn sie von einem Briefsteller ein Geschenk annähmen. Mousen wurde plötzlich

eines Tages auf eine anonyme Anzeige hin angeklagt, das Gesetz übertreten, Geschenke angenommen zu haben.

Der Czar ließ ihm den Proceß machen und gefügige Richter verurtheilten ihn zum Tode.

Er wurde vor dem Senatsplatze, der sich damals in Wassilii-Ostrow befand, enthauptet und starb, von seinen schluchzenden Dienern umgeben, denen er ein guter Herr gewesen war, wie ein muthiger Mann.

Dem lutherischen Geistlichen, der ihn zum Schaffot begleitet, hatte er eine kostbare goldene Uhr geschenkt, in deren Gehäuse sich das Miniaturbild der Czarin befand.

Mousen's Kopf wurde auf eine Pike gesteckt, und der Czar machte sich das Vergnügen, am Tage nach der Execution mit seiner Gemahlin mehreremal an der Stelle vorüberzufahren, wo der Kopf des Gerichteten ausgesetzt war, und dabei das Mienenspiel Katharinens zu beobachten.

Personen, welche Zeugen dieser Ausfahrten des Czaren gewesen, behaupteten, daß die Czarin während der ganzen Fahrt die Augen niedergeschlagen habe.

Als der Kopf des Unglücklichen endlich vom Spieße losgelöst wurde, befahl der Czar, denselben in Spiritus zu stecken und im Museum zum ewigen Andenken aufzubewahren.

In diesem Museum hatte Mousen's Schädel den Kopf jener schönen Hamilton, die der Czar einige Jahre früher hatte hinrichten lassen, nachdem er sie einst selbst geliebt, zum Nachbar.

Die beiden Köpfe blieben bis zum Jahre 1780 im Museum, wo sie die Fürstin Daschkow, welche unter Katharina der Zweiten Präsidentin der Akademie der Wissenschaften war, aufstöberte und Katharina veranlaßte, sie in einem gemeinschaftlichen Grabe beizusetzen.

Peter regierte noch einige Jahre; vertrug sich mit Schweden im nystädter Frieden und nahm wiederholt Anläufe, als ob er sich nun ernstlich und mit ganzer Kraft gegen die Türken wenden wollte.

Immer aber steckte er das bereits gezückte Schwert wieder in die Scheide.

Polen gegenüber setzte er sein wohlberechnetes Spiel fort, über welches seine eigenen Worte Aufschluß geben.

„Rußland hat darauf zu sehen," schrieb er eigenhändig, „daß Polen in seiner gegenwärtigen Verfassung bleibe; zu diesem Endzweck sind die hauptsächlichst führenden Mittel: die griechischen Glaubensgenossen daselbst nicht unterdrücken zu lassen; die Augmentation der regulirten Armee sorgfältigst zu vermeiden, und unter den dortigen Magnaten durch Stipulirung gewisser Pensionen allemal etliche der klügsten und angesehensten zu eigen zu haben, um durch Hilfe derselben auf den Reichstägen nach Befinden eine Sache befördern oder contrecarriren zu können."

Diese Worte sind authentisch und befinden sich in dem Manuscript, welches der vertraute Secretär Peter's, Makareff, der Kaiserin Anna im Jahre 1730 mit dem Bemerken einhändigte, daß es ihm der Czar kurz vor seinem Tode mit den Worten übergeben, „es in keine fremden Hände kommen zu lassen."

Im Grunde besagen diese Winke, die Peter seinen Nachfolgern über das Verhalten giebt, das sie Polen gegenüber beobachten mögen, dasselbe, was im vierten Artikel des für apokryph erklär-

ten politischen Testamentes Peter's des Großen zu lesen ist.

Diviser la Pologne, lautet dieser vierte Artikel, en y entretenant le trouble et des jalousies continuelles, gagner les puissants à prix d'or; influencer les diètes, les corrompre enfin d'avoir action sur les elections des Rois; y faire nommer ses partisans, les protéger; y faire entrer les troupes russiennes, et y séjourner jusqu'à l'occasion d'y demeurer tout à fait. Si les puissances voisines opposent des difficultés, les apaiser momentanément, en morcelant les pays, jusqu'à ce q'uon puisse reprendre ce qui aura été donné.

Auch Deutschland gegenüber verfolgte Peter, unerschüttert durch die Tragödie, die sich in seinem Hause abgespielt, die ursprünglich als richtig erkannte Politik, die sich in dem Bestreben kund gab, russische Prinzen mit deutschen Prinzessinnen und umgekehrt russische Prinzessinnen mit deutschen Prinzen zu verheirathen und so unermüdlich den Kreis zu erweitern, innerhalb dessen sich die Czare gelegenheitlich in deutsche Händel mischen konnten.

In Consequenz dieser Politik, durch Heirathen die Position Rußlands in Deutschland zu verstärken, gab er seine ältere Tochter Anna dem Herzog von Holstein zur Frau.

Deutschland sollte wie Polen in innerer Zerfahrenheit gehalten werden, damit Rußland, wenn es eines Tages seine Grenzen über das vernichtete Polen bis gegen Deutschland vorschöbe (l'invasion d'une partie de Pologne, sagt M. de la Fortelle 1779, avait été le projet favori de Pierre le Grand, qui souhaitait ardemment de rapprocher ses frontières de l'Allemagne, pour être à portée d'y jouer une rôle), in diesem Deutschland keinen kräftigen, compacten Staat zum Nachbar bekäme.

Das jugendlich aufstrebende Brandenburg sollte nicht zu mächtig werden.

Peter spricht sich hierüber in folgender prägnanten Weise in demselben Manuscripte aus, von welchem die Rede war:

„Jetzo sehe man den König von Preußen immer mehr Geld beilegen und trouppen anwerben. Da nun der Churfürst von Sachsen darinne mit Rußland einerlei Interesse habe auf

diesen Nachbar, auf dessen alliance, sowie die Erfahrung gewiesen, nie gebaut werden müsse, ein wachsames Auge zu behalten, und zu verhüten, daß selbiger keine neuen Conquêten machen möge; so sey solchem vorzubeugen und sich bei jählingen Fällen reciproce Lufft machen zu können, kein besser und sicherer Mittel, als allemahl mit dem Chur-Hause Sachsen in allianz und Verständniß zu bleiben."

Es läßt sich annehmen, daß Peter sich endlich auch zum energischen Vorgehen gegen die Pforte aufgerafft hätte, wenn er länger gelebt hätte.

So aber starb er, nachdem er Rußland die Bahnen gewiesen, die es Polen und Deutschland gegenüber zu gehen habe, und schon in seiner Sterbestunde spielte sein Testament eine Rolle.

In den letzten Lebensstunden Peter's, als er noch mit dem Tode rang, versammelten sich die Senatoren, um wegen der Thronfolge zu berathschlagen.

Menschikoff ließ das Senathaus von den Truppen umringen, über welche er als Feldmarschall das Commando hatte, und trat, sobald

der Czar todt war, mit dem Vorschlage in die Versammlung, die Czarin kraft des Testamentes ihres verstorbenen Gemahls als einzige Herrscherin anzuerkennen.

Die Gegenpartei, welche das Ansehen und die Macht voraussah, die Menschikoff unter einer Czarin erlangen würde, die dereinst seine Geliebte gewesen,*) und die er stets am Gängelbande

---

*) Hochinteressant ist, was Friedrich Vitzthum von Eckstädt (später Reichsgraf und geheimer Cabinetsminister und Oberkammerherr August des Starken) in den Jahren 1707 bis 1718 Oberfalkenmeister und Gesandter am Hofe Polens unterm 18. August 1710 über die Czarin Katharina Alexiewna an den Grafen Flemming schreibt, schon weil daraus hervorgeht, daß Katharina damals nur die Maitresse Peter's gewesen. „Daß mein Bericht vom 29. April nicht angekommen," schreibt Vitzthum von Eckstädt — „ist mir nicht lieb, ich that in Ew. Excellenz particular schreiben raport wegen unterschiedlicher sachen, unter anderen berichtete Ew. Excellenz, daß ich vor sehr dienlich fände, wenn Ihro königliche Majestät an des Zaren Maitresse, welche man Katharine Alexiewna nennt, ein Präsent von einigen gallanterieen thäte alß ein Auffsatz von spitzen nebst einigen stücken spitzen, reichen Bande, wenn ein stück oder 2 reicher stuff dabei wäre, könnte solches nichts schaden, sie ist ein rechtes, gutes obligeantes Weib, sie erzeiget mir jeder zeit mit Höfflichkeit, vor einigen Tagen sandt sie meine goldene Uhr, so mir Ihro königliche Majestät vor meiner Abreise von Warschau mit des Zaren portrait schenkte, so schön, daß sie sie nicht genugsam loben kunnte,

geleitet hatte, erhob sich für das Thronfolgerecht des Sohnes des unglücklichen Czarewitsch Alexei und schlug vor, wenigstens das auf dem Platze versammelte Volk zu befragen.

Die Wortführer dieser Partei schickten sich bereits an, behufs dieser Befragung die Fenster zu öffnen, als Menschikoff dagegen mit den Worten Einsprache erhob, daß es zu kalt sei, die Fenster zu öffnen.

In diesem kritischen Augenblick traten die Officiere der Leibwache in den Saal und unterstützten den Vorschlag Menschikoff's, Katharina Alexiewna in Consequenz des Testamentes Peter's als Czarin zu proclamiren.

Zwei Erzbischöfe, die Menschikoff gewonnen, erhoben sich und erklärten, daß der Czar am Tage vor der Krönung der Czarin erklärt hatte, diese Ceremonie fände statt, um das durch sein Testament der Czarin garantirte Nachfolgerecht vollends unanfechtbar zu machen.

Die zur Unterstützung des czarischen Testa-

---

und es mir so nahe legte, daß ich nicht anders kunnte, alß ihr solche zu offeriren, womit ich sowohl bei ihr als bei dem Zaren großes Vergnügen erweckte."

mentes aufmarschirten Soldaten imponirten den Anhängern des Enkels Peter's so, daß dieselben nichts mehr einzuwenden wagten, und sich die Thronbesteigung Katharina's gefallen ließen.

Aber der zur Seite geschobene Sohn Alexei's fand an seinem Oheim, dem deutschen Kaiser Karl den Sechsten, einen kräftigen Rückhalt.

Karl der Sechste griff die Sache geschickt an, und wirkte zunächst auf Menschikoff, bei dem er die Besorgniß wachzurufen verstand, daß die Czarin sich leicht veranlaßt sehen könnte, zu ihrem Nachfolger Jemanden zu wählen, der ihm nichts zu verdanken habe, und sich daher kein Gewissen daraus machen würde, ihn kurzweg bei Seite zu schieben.

Offen ließ sich das Recht der Czarin, sich in freier Selbstbestimmung einen Nachfolger zu erwählen, nicht anfechten, da Peter wenige Jahre vor seinem Tode den Gedanken, der dem geheimen Codicill zu seinem Testamente zu Grunde gelegen, zum Reichsgesetz erhoben hatte.

Im Jahre 1722 hatten alle russischen Unterthanen einen Eid ablegen müssen, der sie zur Anerkennung dieses Reichsgesetzes verpflichtete,

welches festsetzte, daß sich die Beherrscher von Rußland zum Nachfolger wählen können, wen sie am fähigsten dazu halten.

Der Graf Rabutin, der Gesandte des römisch-deutschen Kaisers in Petersburg, übernahm die Vermittlung der heiklen Angelegenheit, deren Kernpunkt darin lag, daß man die Czarin dahin brächte, daß sie ihren Stiefenkel zu ihrem Nachfolger bestimmte.

Rabutin sicherte sich die Mitwirkung Menschikoff's, dem er im Namen des Kaisers versprach, daß für den Fall, als der Neffe des letzteren Czar werden würde, keine Verfolgung der Feinde des verstorbenen Czarewitsch Platz greifen sollte.

Indem Karl der Sechste sich für eine solche Universalamnestie verbürgte, in welcher Menschikoff als einer der hervorragendsten Widersacher des Czarewitsch mit einbezogen war, schenkte er Menschikoff das Herzogthum Kosel in Schlesien, verpflichtete sich dahin zu wirken, daß Menschikoff als Herzog von Kosel unter den souveränen Fürsten am Reichstag Sitz und Stimme erhalte, und erklärte sich einverstanden, daß der junge

Peter — so hieß Alexei's damals zehnjähriger Sohn — die Tochter Menschikoff's heirathe.

Sobald die Sache mit Menschikoff ins Reine gebracht war, gab dieser dem Kaiser den Rath, Fräulein Krähmer, welche die Czarin zur Oberst-hofmeisterin der Prinzessin Natalie, der Tochter des Czarewitsch Alexei, ernannt hatte, durch ein großes Geldgeschenk zu gewinnen.

Die Krähmer erfreute sich auch in ihrer neuen Stellung des unbeschränkten Vertrauens der Czarin, die sich nach dem Tode ihres Gemahls üppigem Liebesleben hingab, und zuerst den Grafen von Löwenwolden, später den Fürsten Sapieha zu ihrem Günstling erhob.

Rabutin erhielt vom Kaiser dreißigtausend kremnitzer Ducaten, damit er sie zur Bestechung der Krähmer verwende.

Diese schlug das Gold nicht aus, und es geschah das Wunderbare: die Czarin errichtete über Zureden ihrer Vertrauten und ihres Freundes Menschikoff ein Testament, in welchem sie ihren Stiefenkel Peter, den Sohn des von ihr zu Tode gehetzten Czarewitsch Alexei, zu ihrem Nachfolger ernannte.

Wenn Peter ohne Leibeserben sterben sollte, so überging die Thronfolge auf Katharina's Tochter Anna, welche an den Herzog von Holstein verheirathet war, und auf deren Nachkommen.

Katharina stellte also, von der Krähmer beeinflußt, ihre leiblichen Töchter zu Gunsten ihres Stiefenkels in zweite Linie.

Es gab nun neben dem Testamente Peter's auch ein Testament Katharinens, welches aber seine Kraft und Giltigkeit aus dem ersten schöpfte.

Auch dieses Testament Katharina's, das im Holsteiner Archiv hinterlegt wurde, hat seine Geschichte.

Die Erbfolgeangelegenheit war zwischen Karl dem Sechsten und Menschikoff kaum geordnet, als Katharina starb und ihr Stiefenkel als Peter der Zweite den czarischen Thron bestieg.

Menschikoff führte als Reichsgeneralvicar die Regierung, veranlaßte das Herzogspaar von Holstein, Rußland zu verlassen, und setzte Eudoxia Feodorowna Lopuchin, die Großmutter des jungen Czaren, in Freiheit, nachdem sie in die Verheirathung des letzteren mit seiner Tochter eingewilligt und zugestimmt hatte, mit einer Pension

von sechzigtausend Rubeln als Aebtissin in stiller Zurückgezogenheit zu leben.

Eine glänzende Wohnung wurde für sie im Stifte Nowedewitschei in Moskau hergerichtet; sie erhielt fünfzehntausend Leibeigene und alle Pretiosen und Equipagen, die man ihr vordem weggenommen hatte.

Ihre Schwester, die Prinzessin Troinkurow, ihre Nichte Labanow und die wackere Agathe, welche im Unglück so treu bei ihr ausgeharrt, schlossen sich ihrem Hofhalte an, an dessen Spitze als Obersthofmeister der ehemalige Gouverneur von Woronesch, General Ismailow, stand.

Im Februar 1728 kam der Czar Peter der Zweite mit seiner Schwester Natalie nach Moskau und Feodorowna durfte zum ersten Male ihre Enkelin umarmen.

Sie war sechsundfünfzig Jahre alt, von denen sie neunundzwanzig in Gefängnissen und Klöstern zugebracht hatte.

Sie war glücklich, als sie sah, wie sich die beiden Kinder liebten, aber ihr Glück dauerte nur kurze Zeit, denn schon im November desselben Jahres starb Natalie in ihrem fünfzehnten Jahre.

Sie war der gute Genius ihres um zwei Jahre jüngeren Bruders gewesen und hatte in ihrer Zärtlichkeit gegen ihn selbst dann nicht nachgelassen, als sie inne ward, daß sich Peter mit einer Art leidenschaftlicher Liebe, die nicht zu seinem jugendlichen Alter stimmte, an seine Tante Elisabeth anschloß.

Die Rathschläge, welche Natalie ihrem Bruder gegeben, zeugten von einer Klugheit, die einer um zwanzig Jahre älteren, welterfahrenen Frau alle Ehre gemacht hätten. Sie war ein Phänomen an Intelligenz, Herzensgröße, Verstandesschärfe. Menschikoff fürchtete auch ihren Einfluß auf Peter und gab sich alle Mühe, die beiden Geschwister zu trennen, indem er bei dem Czar das Vergnügen an der Jagd nährte.

Aber Menschikoff sollte sich seines Werkes, das sich darin gipfelte, daß er den Czar in steter Abhängigkeit von sich hielt, nicht lange freuen.

Er grub sich mit seiner eitlen Anmaßlichkeit, die er dem Czar wie dem ganzen Hofe gegenüber rücksichtslos hervorkehrte, selbst die Grube.

Wenn man bedenkt, daß er beispielsweise dem

Grafen Ostermann mit dem Rade drohte, blos weil derselbe im Conseil eine entgegengesetzte Meinung vertreten hatte, so kann man die Zahl der Feinde ermessen, die er sich durch seinen Hochmuth machte.

Zu diesen Feinden gehörte sogar Peter's Tante, die neunzehnjährige Prinzessin Elisabeth, in die Peter verliebt war, und der junge Fürst Dolgoruki, den Menschikoff für so harmlos gehalten, daß er ihn dem Czar als Gesellschafter zur Seite gegeben hatte.

Dolgoruki war auf so intimem Fuße mit Peter, daß er selbst dessen Schlafzimmer theilte. So hatte er Gelegenheit, unausgesetzt Rachegedanken gegen Menschikoff bei seinem hochgestellten Freunde zu nähren, der nach der Anordnung seines Quälers in Peterhof residiren mußte. Zuletzt überredete er den Czar, mit ihm zu fliehen. Beide sprangen aus dem Fenster, gingen quer durch den Garten, ohne von den Garden bemerkt zu werden, und fanden an einem bestimmten Orte eine zu ihrem Empfange bereite Bedeckung, unter deren Schutze der Czar in Petersburg eintraf, wo er von den Feinden Menschikoff's, also nahe=

zu von der ganzen Bevölkerung mit jubelnden Zurufen begrüßt wurde.

Die Armee nahm für Peter den Zweiten gegen Menschikoff Partei, der seiner Würden entsetzt und nach Sibirien geschickt wurde.

Aber Peter der Zweite herrschte nur kurze Zeit und als er nach dritthalbjähriger Regierung an den Blattern starb, bemächtigte sich die verwitwete Herzogin Anna von Kurland, die Tochter Iwan's, des ältesten Bruders Peter's des Ersten, des Thrones, ohne viel nach Testamenten zu fragen.

Aber als sie festsaß auf dem Throne, beunruhigte sie doch die Existenz des Testamentes Katharina's, und sie schickte Bestuschew nach Kiel, wo der Herzog von Holstein mit seinem Sohne residirte. Seine Gemahlin, welcher Katharina in ihrem Testamente den Thron zugedacht hatte, wenn Peter der Zweite ohne Leibeserben sterben sollte — ein Fall, der nun eingetreten war — war nicht mehr unter den Lebenden, und der junge Kronprinz von Holstein hatte Ansprüche auf den russischen Thron, um welche er hinterlistig gebracht werden sollte.

Bestuschew machte sich die Trunksucht und die Blödigkeit des Herzogs von Holstein zu Nutzen und verschaffte sich Zutritt in das geheime Staatsarchiv von Kiel. Dort stahl er das Originaltestament Katharina's und brachte es nach Petersburg, wo die That von Seite der von einer großen Sorge befreiten Czarin Anna die glänzendste Belohnung fand.

Aber der Kronprinz von Holstein fand doch den Weg zum russischen Thron.

Denn nachdem Anna nach zehnjähriger Regierung ins Grab gesunken war, und auch Elisabeth, die jüngere Tochter Peter des Ersten, die sich durch eine Palastrevolution auf den Thron geschwungen hatte, nach zwanzigjähriger Regierung das Zeitliche gesegnet hatte, bestieg Peter von Holstein-Gottorp als Czar Peter der Dritte den russischen Thron, aber nur, um seiner Gemahlin Katharina der Zweiten den Weg zur Alleinherrschaft zu ebnen.

Das deutsche Weib auf dem russischen Throne — Katharina die Zweite war eine geborene Anhalt-Zerbst — wurde ein energischer Executor dessen, was die Welt das politische Testa-

ment Peter's des Großen zu nennen übereingekommen ist.

Die Zerstörung Polens, die Fußfassung in Deutschland durch Heirathen und die Bekämpfung der Türkei: das ist die ineinandergreifende Trias von Principien, die den Inhalt dieses Testamentes bilden sollen, das kein Menschenauge gesehen hat.

Aber ob dieses Testament existirt oder nicht, die Czare haben stets gehandelt, als ob es bestände.

Katharina die Zweite hat Polen zerstört, Nikolaus und Alexander der Zweite haben diese Zerstörung besiegelt.

Katharina die Zweite hat ihren Sohn Paul zuerst an eine hessische, dann an eine würtembergische Prinzessin verheirathet. Als sich am 10. Juli 1856 der jüngste Sohn des Czaren Nikolaus, der Großfürst Michael, mit Cäcilie von Baden verlobte, war diese jugendliche Badenserin die elfte deutsche Prinzessin, die seit Peter dem Großen an den russischen Hof verheirathet wurde und in derselben Zeit hatten zwölf russische Prinzessinnen mit deutschen Prinzen eheliche Verbindungen eingegangen.

Jede dieser Heirathen wurde mit dem Hintergedanken geschlossen, den russischen Einfluß in Deutschland zu erweitern.

Und was endlich den dritten Punkt des Testamentes Peter's betrifft, so haben Katharina die Zweite, Alexander der Erste und Nikolaus die Pforte bekriegt, und Europa hat täglich zu fürchten, daß sich Rußland eines Tages zum Executor des ungeschriebenen traditionellen Testamentes Peter's des Großen auch in diesem letzten Punkte aufwirft.

Epilog.

Von allen Testamenten, durch welche Fürsten auf die künftigen Schicksale ihrer Völker Einfluß zu nehmen versuchten, ist das Testament Peter's des Großen weitaus das wichtigste, selbst wenn es nicht geschrieben existirt, sondern sich nur als Tradition von einer Generation zur andern forterbt.

Und die Zahl der famosen Monarchentestamente ist nicht gering.

Da sind die sich bekämpfenden Testamente Karl's des Vierten von Spanien, der sein Reich dem Enkel Ludwig's des Vierzehnten und dem Habsburger zugleich vermachte. Das Testament, welches den Habsburger bevorzugte und mit den wahren Gesinnungen des Erblassers übereingestimmt haben soll, während das andere ein

halb erpreßtes, halb erschlichenes war, gerieth in unrechte Hände und wurde unterschlagen. Sagenhaft nur tritt es auf in der Geschichte, während das proclamirte Testament den großen spanischen Erbfolgekrieg entzündet.

Da ist das Testament des großen Kurfürsten, welches Preußen und Oesterreich zu ewigem Zusammengehen verpflichtet und zu welchem das Testament Friedrich Wilhelm's des Dritten von Preußen, der seinen Söhnen das Festhalten an der Allianz mit Oesterreich empfiehlt, gleichsam die Ergänzung bildet.

Was gelten die beiden Testamente, das spanische wie das preußische, heute? Ihre Worte sind verweht wie Spreu im Winde, die Geschichte ist über beide zur Tagesordnung übergegangen. In Spanien herrschen weder die Nachkommen des vierzehnten Ludwig, noch die Habsburger, und die von dem großen Kurfürsten inaugurirte und von Friedrich Wilhelm dem Dritten den Söhnen auf dem Todtenbette so lebhaft ans Herz gelegte entente cordiale mit Oesterreich hat das verhängnißvolle Jahr 1866 hinweggeblasen....

Da ist das naive Testament des Kaisers Franz

von Oesterreich, der seinen Völkern seine Liebe vermachte, während seine Familie die angesammelten Millionen erbte ... amorem meum populis meis, meinen Völkern meine Liebe ... das sarkastische Berlin hat ein drastisches Sprichwort, welches lautet: wat ick mir davor kofe! (was ich mir dafür kaufe!) Das Sprichwort fällt Einem angesichts der kaiserlichen Großmuth, die dem Erblasser so wenig kostete, unwillkürlich ein!

Da ist das Testament, welches der unglückliche Carlo Alberto in ~~Portugal~~ Cavour sterbend ins Ohr hauchte ... Carlo Alberto hatte im Sommer 1848 die Hilfe abgelehnt, welche ihm die französische Republik anbot, weil er fanatisch an dem Italia fara da se festhielt. Als er nach dem unglücklichen Feldzuge von 1849 in Oporto, wohin er sich nach seiner Abdication zurückgezogen, Cavour empfing, sagte er zu ihm: „Ich habe gefehlt, daß ich die Franzosen nicht rief — wenn Ihr wieder die Stunde gekommen glaubt, loszuschlagen, so ruft die Franzosen und findet Euch mit ihnen ab! Schreckt selbst vor einem scheinbar hohen Preise nicht zurück, denn

Italien ist zu schwach, um sich aus sich selbst heraus zu befreien!"

Cavour hat dies Testament des unglücklichen Königs zur Richtschnur seiner Politik genommen und für Savoyen, das er hingab, ganz Italien erhandelt.

Da ist das Testament Napoleon's auf St. Helena ... nicht jenes geheime, von dem zuweilen gefabelt wird, sondern das weltbekannte, welches in dem denkwürdigen Satze gipfelt: „In fünfzig Jahren ist Europa entweder eine Republik oder kosakisch!"

Die fünfzig Jahre sind um, Europa ist keine Republik, aber es ist auf dem besten Wege kosakisch zu werden. Es braucht, um moskowitisch zu werden, nur Rußland in die Hände zu arbeiten und ihm zu helfen, daß es auch den letzten Punkt des sogenannten Testamentes Peter's in Ausführung bringe.

Da ist das Testament Katharina's endlich, welches folgende merkwürdige Stelle enthält:

„Durch meine Unterredung mit gelehrten Männern erfuhr ich, daß das alte Aegypten zur Zeit seiner größten Blüthe allen Fremden den

Grenzübertritt verboten und wegen dieser Verfügung den Beinamen „das kluge" erhalten habe. Folge diesem Beispiele, mein Sohn, und bewahre als guter Vater deine Familie vor Allem, was ihr schädlich werden könnte. Trachte, daß kein Buch, kein Journal, keine Karrikatur ohne dein Wissen nach Rußland bringe. Ein Volk darf nie anders denken als sein Herrscher. Du sollst unter deine Unterthanen nur eine streng bemessene Summe Lichtes bringen lassen, und zwar nur so viel, daß selbes weder Jenen noch dir schädlich werden kann, denn ein frühreifer Unterricht raubt im Allgemeinen sowohl dem Herrscher als seinem Volke die Ruhe. Hat nicht ein Philosoph meines Jahrhunderts, der von Genf, der für meine Wohlthaten unempfindlich blieb, in einem vortrefflichen Buche nachgewiesen, wie sehr der Fortschritt in den Wissenschaften den Völkern schädlich werden könnte? Und Jwan Jacques hat vollkommen Recht. Die späteren Ereignisse haben nur zu deutlich die Richtigkeit dieser Lehre bewiesen: mit einem Volk, das raisonnirt, ist es unmöglich, nach eigener Einsicht zu regieren. Wären meine

Unterthanen nicht von einer abergläubischen Verehrung des heiligen Nikolaus beseelt, wären sie nicht blind meiner Person ergeben, so hätten sie nie den Halbmond erblassen gemacht und mir nie die Republik Polen überliefert. Ich rathe dir, bei jedem Grenzzollamte eine strenge Censur über die aus dem Auslande kommenden Bücher einzuführen. Ich könnte dir manches Buch nennen, das einer gewissen Macht mehr Schaden als eine verlorene Schlacht oder Provinz gebracht hat. Ich kenne die Gelehrten, ich berief sie in meine Umgebung, um sie besser beobachten zu können. Wache sorgfältig darüber, daß sie keinen Staat im Staate bilden. Der unglückliche Ludwig der Sechzehnte würde heute noch regieren, wenn dieser schwache und unglückliche Monarch zur Zeit des Zusammentritts der Notabeln nicht den Fehler begangen hätte, die Meinung der Gelehrten und Journalisten über die kläglichen Finanzzustände Frankreichs hören zu wollen. Die öffentliche Meinung muß der Religion untergeordnet sein, denn die Religion und der Gedanke des Menschen müssen untrennbar sein und der letztere immer unter die Abhängigkeit der

Censur und des Clerus gestellt werden. Es giebt Thatsachen, deren Existenz das Volk nicht einmal ahnen darf. Dulde im Staate nur ein paar Zeitungen und gieb der öffentlichen Neugierde nicht zu viel Nahrung; lasse dem Volke auch nicht zu viel Zeit zum Nachdenken, es ist dazu nicht geboren, es darf nicht raisonniren. Nichts ist schwieriger, als ein Volk zu regieren, das über Alles Rechenschaft verlangt. Die Rolle des Volkes besteht in Arbeit und Schweigen. Die Feder eines Gelehrten ist schädlicher als der Krieg. Schicke jeden Schriftsteller nach Sibirien, der sich beikommen läßt, den Staatsmann zu spielen!"

Man sieht, Alles in der Welt hat sich verändert, nur Rußland nicht! Das Rußland Katharina's der Zweiten glich auf ein Haar dem Rußland Peter's des Großen, welcher, wie wir gesehen haben, auch dem Grundsatze huldigte, daß ein Volk nie anders denken dürfe als sein Herrscher, und welcher auch die Strelzen, die Bojaren, die Popen und selbst seine Hofleute kurzweg niederschlug, wenn sie zu raisonniren wagten. Und auf ein Haar auch gleicht das

heutige Rußland dem Rußland Peter's; die Formen sind milder geworden, die Sache ist geblieben. Die Czare köpfen heute nicht eigenhändig die Revolutionäre, aber man denke an den Großfürsten Constantin wilden Andenkens... wenn es auch vielleicht nicht wahr ist, daß er einem Soldaten, der ihn zu salutiren vergessen, die Mütze an die Ohren nageln ließ, so ist doch die Ohrfeige historisch, die er dem Fürsten Windischgrätz gab, weil dieser bei einem Manöver sich weigerte, das Cavallerieregiment, das er als Oberst befehligte, nach der Ordre des Großfürsten durch einen reißenden Strom zu führen. Und historisch auch sind die Mißhandlungen, die seine Gemahlin, eine deutsche Prinzessin, über sich ergehen lassen mußte, bis sie das Feld räumte.

Man denke an die Rücksichtslosigkeit des Großfürsten Michael, der vor kaum zwanzig Jahren Folgendes aufführte. Der Soldat im Dienst hat das Recht, jede Fähre über die Newa unentgeltlich zu benützen, während er sonst fünf Kopeken zu bezahlen hat. Der Großfürst Michael bemerkte eines Tages, als er am Quai in der Nähe des Marmorpalastes spazieren ging, daß

sich ein Schiffer mit einem Soldaten stritt, dem er den Mantel von den Schultern zerren wollte. Auf die Frage, was es gebe, meldete der Soldat, daß der Schiffer, obgleich er die Dienstmarke vorgewiesen, für die Ueberfahrt bezahlt sein und seinen Mantel gewaltsam pfänden wolle. „Was willst du mit dem alten Mantel machen?" sagte Michael zu dem Schiffer. „Komm mit mir, ich will dir einen neuen geben!" Und der Schiffer muß dem Großfürsten in die nächste Caserne folgen, wo er als Soldat eingekleidet wird und auf diese Art freilich zu einem neuen Soldatenmantel kommt.

Man denke an den Czar Nikolaus ... ein einziger beglaubigter Vorfall beweist, daß auch in seinen Adern noch das wilde Blut Peter's des Großen rollte, der es liebte, mit dem „Kop ab! Kop ab!" zu drohen. Auf dem Marsfelde war eines Tages große Revue. Auf dem Wege dahin ritt der Kaiser wie gewöhnlich mit ritterlicher Galanterie neben dem Wagen der Kaiserin. In dem Augenblick, wo dieser hält, springt der Czar vom Pferde, um seine Gemahlin herauszuheben, allein der Kammerkosak war zu glei-

cher Zeit vom Tritte herabgeeilt, um den Kutschenschlag zu öffnen, und beide — der Kaiser und der arme Kosak — stoßen so empfindlich aneinander, daß der Czar im ersten Zorn dem Kosaken einen kräftigen Schlag giebt, der ihn in den Graben schleudert. Tausende sind Zeugen dieser Brutalität, was den Czar zur Besinnung bringt. Er geht hin, hebt den Diener auf, küßt ihn und bittet ihn mit den Worten: „Bruder, vergieb, mein heißes Blut riß mich zur Ungerechtigkeit hin," um Vergebung.

Ja, Rußland ist noch heute dasselbe, wie es unter Peter war, und Peter's Urenkel machen es nicht viel besser, als Peter selbst. Dieser glaubte seine Unterthanen dadurch zu civilisiren, daß er ihnen die Vollbärte zwangsweise wegrasiren ließ — Nikolaus unterwarf 150 Jahre später sogar die Bärte der Fremden einer Censur. Unter Nikolaus mußte sich jeder Fremde einige Tage nach seiner Ankunft in Petersburg in der Privatkanzlei des Czaren vorstellen. Je nach seinem Range wurde er dann entweder von dem Chef dieser Kanzlei, dem Grafen Orloff, selbst, oder von einem Adjutanten desselben, in leut-

seligster Weise empfangen und nach allen Seiten hin ausgeforscht — nicht etwa plump und rücksichtslos, nein, die Krallen waren mit den elegantesten Glacéhandschuhen bedeckt. Wie es dem Fremden in Rußland gefiele? Ob er Ursache zu irgend einer Klage habe? Die Regierung wünsche alle Mängel des Landes kennen zu lernen, um ihnen abzuhelfen u. s. w. Kurz, in artigster Weise suchte man den Fremden zutraulich und zahm zu machen. Eines Tages wurde ein junger Franzose, den man zur Erbauung der Moskauer Eisenbahn als Techniker verschrieben hatte, in dieser Kanzlei empfangen. Nachdem ihm der Adjutant, Graf Polosoff, viele Schmeicheleien über den ihm vorangehenden Ruf seiner großen Geschicklichkeit in den Bart geworfen hatte (im strengsten Sinne in den Bart, denn der französische Ingenieur trug einen mächtigen und prachtvollen schwarzen Vollbart), warf er die Frage hin: „Werden Sie Ihren Bart behalten?" „Freilich!" antwortete der Franzose ganz erstaunt, „warum sollte ich ihn nicht behalten?" — „Der Kaiser liebt solche Bärte

nicht!" entgegnete mit starker Betonung der General.

Und wie sich die Czare im Großen und Ganzen gleichgeblieben sind, so ist auch das Volk nicht anders geworden. Heute noch steht es um die russische Volksbildung nicht viel besser, als anno dazumal, da die Popen die Muttergottes rührende Thränen vergießen ließen! Blicken wir doch nach dem Heumarkte von Petersburg, wo sich die Landbevölkerung sammelt. Die Cholera hat Petersburg heimgesucht (1831), und das Volk stellt sich dieselbe als ein gespenstisches, furienhaftes Weib vor, das schreckend die Länder und Städte durchzieht, die Pferde scheu macht, den Menschen im Schlafe überfällt; denn von einer verheerenden Krankheit kann es sich keinen Begriff machen, das Höchste, was es fassen kann, ist, daß das massenhafte Dahinsterben der Leute seinen Grund darin habe, daß die Polen, welche sich eben erhoben haben, die Russen vergiften wollen. Unter den Aerzten befanden sich mehrere mit polnischen Namen und gleich stand der Glaube bei dem dummen Volke fest, daß diese Aerzte als Vergifter aus Polen nach Petersburg

geschickt seien. Man drang in ein Haus auf dem Heumarkte, wo ein Arzt mit polnischem Namen wohnte, ergriff den Unglücklichen und warf ihn aus dem dritten Stocke auf die Straße, verwüstete die Wohnung und schickte sich an, es mit allen Polen in gleicher Art zu halten, sie alle aus dem Wege zu räumen. Da erschien zu guter Stunde der Kaiser, und sein zürnender Blick, seine donnernde Stimme verwandelten in einem Handumdrehen reißende Thiere in demüthig gehorsame Bauern. „Nieder auf die Knie und bittet Gott um Verzeihung!" rief der Czar, und Alle stürzten auf die Knie, obwohl ihn die Wenigsten je zuvor gesehen hatten. Aber sein Blick war, wie jener Peter's, als er sich gegen die aufrührerischen Strelzen und Bojaren wandte, der eines Gebieters, dem man sich unterwirft, ohne ihn zu kennen. Er schickte die Frevler in die nahe Kirche, wo sie Gott um Verzeihung für das vergossene Blut bitten sollten. Die Menge schwankte stumm dahin und der Platz leerte sich.

Und was von der Volksbildung gilt, das gilt auch von der Volksmoral in Rußland.

Als Peter der Große eines Tages im Senat

von verschiedenen Diebstählen Kunde erhielt, befahl er im ersten Eifer, daß künftig Jeder gehangen werden solle, der sich einen Diebstahl vom Werth eines eine Elle langen Strickes zu Schulden kommen ließe. Als der dazu nöthige Ukas aufgesetzt werden sollte, wagte der Generalprocurator Jaguschinsky dem, sonst durch jeden Einwurf leicht in Zorn zu setzenden Czar zu bemerken: „Wollen denn Eure czarische Majestät Kaiser ohne Bedienten und Unterthanen sein? Wir Alle stehlen, nur Einer mehr und merklicher als der Andere!" Peter lächelte, und der Ukas wurde nicht unterfertigt. Die Bestechlichkeit, auf welche Jaguschinsky mit seiner Einwendung anspielte, feiert aber noch heute ihre Orgien in Rußland. Sagte doch der Kaiser Nikolaus selbst, als eines Tages in Kronstadt das Tauwerk eines großen Schiffes gestohlen wurde: „Sie würden auch die Schiffe stehlen, wenn sie wüßten, wo sie dieselben verbergen könnten!" Und wirklich wurde einige Jahre später ein ganzes, der Krone gehöriges Schiff gestohlen, natürlich stückweise; es war während des Winters nach und nach verschwunden und es mußte also

doch noch ein verborgener Ort gefunden worden sein, um das kaiserliche Wort zur Wahrheit zu machen.

Und was sagte noch kürzlich der Generalpostdirektor von Kurland und Liefland, als sich Jemand bei ihm beschwerte, daß er auf der Fahrt von Tilsit nach Mitau und weiter nach Riga auch für zwei Pferde, die man ihm auf den Stationen hinten an den Wagen anhängte, weil sie dem nächstfolgenden Postmeister gehörten und zurückmußten, habe extrapostmäßig bezahlen müssen? „Ja, sie sind alle Spitzbuben!" gab der Postdirektor zu, als der Beschwerdeführer mit den Worten geschlossen hatte: „Von der Grenze bis Riga sind alle Postmeister eine wohlorganisirte Diebsbande."

Man erinnere sich an die berühmte Unschlittkerze unter Nikolaus, und man wird sehen, was noch heute in Rußland Alles möglich ist! Dem Kaiser fiel eines Tages, als er die Rechnungen des Hofhaushaltes prüfte, ein enorm hoher Posten für Unschlittkerzen auf; da seines Erinnerns der Hof keine Unschlittkerzen brannte, beschloß er nachzuforschen, was es mit den so

und so viel tausend Rubeln, die in der Jahresrechnung für Unschlittkerzen angesetzt waren, für ein Bewandtniß habe. Er ließ sich die Rechnungen des Vorjahres vorlegen — da paradirten die Unschlittkerzen auch, aber mit einem mäßigeren Betrage; er sah die Rechnungen anderer Vorjahre nach, und überall stieß er auf die räthselhaften Kerzen, aber der für dieselben angesetzte Betrag wurde immer kleiner, je weiter man in den Jahren zurückblätterte, bis sich endlich in einer Rechnung, die fünfzehn Jahre zurückdatirte, der Schlüssel zum Ganzen fand: der Kaiser hatte sich eines Tages eine Zehe wundgerieben, und es wurde eine Unschlittkerze gekauft, um die aufgeriebene Stelle mit Unschlitt einzuschmieren. Diese Unschlittkerze hatten sich die Hofleute zu Nutzengemacht, und seitdem figurirten Unschlittkerzen in einer steigenden Progression in den Hofhaltsrechnungen, ohne daß in der Wirklichkeit je eine einzige Kerze gekauft worden wäre. Diese historische Unschlittkerze wiederholt sich aber in Rußland in den verschiedensten Formen — wem fallen nicht die künstlichen Landschaften Potemkin's ein, die der

im südlichen Rußland reisenden Kaiserin vorgegaukelt wurden? wer denkt dabei nicht unwillkürlich an die Art, wie noch Nikolaus reiste? Der Adjutant des Polizeiministers reiste ihm immer voran, und eine winterliche Kaiserfahrt von Petersburg nach Moskau kostete in den Vor-Eisenbahnzeiten regelmäßig dreißigtausend Rubel Silber, die darauf verwendet wurden, um die Schneewege, die in ganz Rußland im Winter aus Hügeln und Thälern bestehen, auf der ganzen Strecke tischgleich ebnen zu lassen, damit der Kaiser für seine pfeilschnelle Reise kein Hinderniß fände. Natürlich war der Kaiser der Meinung, daß in seinem ganzen Reiche alle Wege in diesem vortrefflichen Zustande sich befänden!

Es verhält sich in Rußland mit allen Dingen und Einrichtungen gerade so wie mit den czarischen Lustschlössern. Da ist Czarskoe-Selo, eine Schöpfung Peter's. Es ist da Manches schöner geworden unter der civilisirenden Arbeit der Czarin Katharina der Zweiten und des Czaren Nikolaus. Wo früher eine sumpfige Ebene war, die kaum eine Krüppelbirke und wildes Gras hervorbrachte, und auf welcher sonst einzig die

Irrlichter den Reisenden des Nachts begleiteten, da erheben sich jetzt prachtvolle Schlösser, und der Park versetzt durch seine edlen Baumarten den Lustwandler in eine ganz andere, südliche Region. Die schönsten Eichen und Linden, Ulmen und Eschen stehen in bunter Reihe neben dem Ahorn, der Birke und der nordischen Fichte. Stundenlang kann man in diesem Park umherwandeln und entdeckt immer neue Schönheiten in der Vertheilung der Baumgruppen, der freien, grünen Plätze und des Walddickichts — überall aber glaubt man inmitten der modernen Pracht, zwischen diesen Gartenhäusern, Grotten und Kiosken, Tempeln, Pagoden und Wasserkünsten den alten Maierhof Peter's zu sehen, den er der Mutter Sara abgekauft. Sara war die Witwe eines Landmannes und der Czar trank öfter, wenn er in diese Gegend kam, einen Becher frischer Milch bei ihr, weil sie eine gute, gemüthliche Frau war und man sich von ihrem hochgelegenen Häuschen einer freien, schönen Aussicht über Wälder und Fluren erfreute.

Ebenso ist's mit Peterhof, einer zweiten Schöpfung Peter's. Auch da ist die es umge-

bende Wüste verschwunden, in welcher an heißen Sommertagen der Wind thurmhohe Staubwolken aufblies; Nikolaus hat Harmonie in das Ganze gebracht; der Weg dahin führt jetzt an einer Reihe stattlicher Landhäuser und Gärten vorüber, die freilich nur Birken und Fichten enthalten. Das Meer zur Rechten taucht auf und verschwindet mehrmals wieder; man gelangt durch einen Park, in welchem jetzt noch Krähen und Falken hausen, der aber zu Peter's Zeiten den Wölfen und Füchsen zum Aufenthaltsorte diente, in den Schloßgarten, der mit seinen duftenden Linden, Fliederbüschen, Blumenbeeten und rauschenden Quellen einen herrlichen Aufenthaltsort bildet. Mitten in diesem Parke befindet sich das marmorne Becken, in dem alle den Garten so wunderbar belebenden Wasser zusammenfließen und aus dessen Mitte sich der höchste Wasserstrahl aus dem Rachen eines vergoldeten Löwen erhebt, den die kolossale Gestalt eines Simson zu bändigen sucht. Dies Kunstwerk ist eine Glorification Peter's des Großen, eine Allegorie auf die Schlacht von Pultawa, die am Simsonstage von den Russen gewonnen wurde. Das Czaren-

reich ist in der Figur des Simson, Schweden in dem niedergeworfenen Löwen, der im schwedischen Wappen vorkommt, versinnbildlicht. Aber der Kern aller dieser Herrlichkeiten ist doch der alte holländische Garten, der bis ans Meer hinabsteigt, denn dieser Garten ist das eigenhändige Werk Peter's, an dem sich keiner der Nachfolger eine Veränderung erlaubt hat. Die geraden Baumgänge sind von Peter's Hand gezeichnet, die Eichen und Ulmen von ihm gepflanzt. Und in diesem Garten bildet wieder das kleine Haus, das Peter bewohnte, den Mittelpunkt des Interesses. Dies Häuschen drückt mit seinen schwerfälligen Tischen, Stühlen, Bänken und Betten, die Peter selbst verfertigt, mit seinen hier reliquienartig aufbewahrten Kleidern dem Ganzen den Stempel, die Signatur auf. Tritt man aus diesem Häuschen auf der Rückseite heraus, so befindet man sich am Ufer des meilenbreiten finnischen Meerbusens; steinerne Sitze unter mächtigen Linden bieten eine wunderbare Aussicht, wie Peter sie sich geträumt, aber nicht erlebt hat. Rechts liegt die Riesenstadt mit ihren goldenen und himmelblauen Kuppeln, links scheint

Kronstadt mit einem Walde von Masten auf dem Meere zu schwimmen — gegenüber aber liegt die finnische Küste in derselben Gestalt wie in Peter's Zeiten.

* *
*

Sollte es aber doch Jemanden geben, der zu glauben geneigt wäre, daß das Rußland Alexander's des Zweiten von einem andern Geiste durchweht werde als das Rußland Peter's des Großen, so erinnere ich ihn nur an den feierlichen Eid, den Alexander der Zweite bei Gelegenheit seiner Mündigsprechung am 17. April 1834 geleistet hat. An diesem Tage führte der Kaiser Nikolaus nach dem Hochamte, dem die heilige Synode, die Minister, der Senat, das diplomatische Corps, die Adelsmarschälle, eine Deputation von Generalen, Admiralen und Oberofficieren der Land- und Seearmee, und die Directoren aller Departements beigewohnt, seinen Sohn und Thronfolger, den jetzt regierenden Czar, vor das Pult, auf dem das Kreuz und das Evangelium lagen, und Alexander schwur, die Hand auf dem Evangelium, in die Hände des

Metropoliten, alle Rechte der Selbstherrschaft zu erhalten und mit seinem Leben und Blute zu vertheidigen.

Und zu diesem Selbstherrscher wanderten im Frühling 1867 Männer aus deutschen Ländern, Männer, die sich an deutscher Bildung gesättigt, um ihm ihre Huldigungen zu Füßen zu legen! Die Welt erinnert sich noch lebhaft jener Moskaufahrt, welche unter dem Deckmantel einer wissenschaftlichen Betheiligung an dem ethnographischen Congresse zu Moskau in Scene gesetzt wurde, um gegen die Deutschen in Oesterreich zu demonstriren. Slaven aus allen Gauen, Serben, Slowaken, Kroaten, Czechen, alle wanderten sie nach dem heiligen Moskau, wie der Mahomedaner nach dem heiligen Mekka. Sie brannten vor Verlangen, dem Czar recht nahe zu sein, und vergaßen das alte russische Sprichwort: je näher dem Czar, je näher dem Tod. Selbst Sachsen befanden sich unter den Deputirten, denn es ist bekannt, daß sich zwei Männer aus Bautzen, welche sich als Wortführer der Wenden gerirten, an dem Pilgerzuge nach Moskau betheiligten. Und der ihnen allen vor=

anging, der sie führte, war der alte Palacky, der halbdeutsche Gelehrte, der auf deutschen Universitäten studirt, der die Geschichte Böhmens ursprünglich in deutscher Sprache geschrieben! Es war derselbe Palacky, der am 11. April 1848 an den Fünfziger-Ausschuß des Frankfurter Parlamentes folgendes Schreiben gerichtet:

„Sie wissen, welche Macht den ganzen großen Osten unseres Welttheils inne hat; Sie wissen, daß diese Macht schon jetzt zu colossaler Größe herangewachsen, von Innen heraus mit jedem Jahrzehent in größerem Maße sich stärkt und hebt, als solches in den westlichen Ländern der Fall ist und sein kann; daß sie im Innern fast unangreifbar und unzugänglich, längst eine drohende Stellung nach Außen eingenommen hat, und, wenngleich auch im Norden aggressiv, dennoch vom natürlichen Instinct getrieben, vorzugsweise nach dem Süden zu sich auszubreiten sucht und suchen wird, daß jeder Schritt, den sie auf dieser Bahn noch weiter vorwärts machen könnte, im beschleunigten Laufe eine neue Universalmonarchie zu erzeugen und herbeizuführen droht, das ist, ein unabsehbares Uebel, eine Ca-

lamität ohne Maß und Ende, welche ich, ein Slave an Leib und Seele, im Interesse der Humanität deshalb nicht weniger tief beklagen würde, wenn sie sich auch als eine vorzugsweise slavische ankündigen wollte ... Da ich bei aller heißen Liebe zu meinem Volke die Interessen der Humanität und Wissenschaft von jeher noch über die der Nationalität stelle, so findet schon die bloße Möglichkeit einer russischen Universalmonarchie keinen entschiedeneren Gegner und Bekämpfer als mich."

Wohlan, dieser entschiedene Gegner der russischen Universalmonarchie von anno 1848 ging im Mai 1867 voran, als die österreichischen Slaven aus Haß gegen die Deutschen Rußland im Angesichte Europas eine moralische Huldigung bereiteten, und ihm nach zogen die Abgeordneten aus dem halbdeutschen Böhmen, so daß man sich angesichts des nach Moskau pilgernden Häufleins unwillkürlich der famosen Aeußerung Bismarck's über die Czechen erinnert: „Wenn sie loyal sein sollten, sind sie es nicht, und wo sie es nicht sein sollten, da sind sie es."

Alle, die nach Moskau wanderten, haben die

unglücklichen Polen, mit welchen sie früher sympathisirten, welche doch auch ihre Stammesbrüder, so ganz vergessen, daß sie jetzt mit den Henkern Polens einen traurigen, bemitleidenswerthen Cultus trieben. Und doch waren unter den Pilgern mehrere, die noch im Jahre 1863, als der letzte polnische Aufstand ausbrach, für die Polen so sehr schwärmten, daß sie als freiwillige Freiheitskämpfer in ihre Reihen treten wollten, und doch hat derselbe Palacky, der an der Spitze der Pilger nach dem Moskauer Kreml auslugte, am 12. Juni 1848 als Vorsitzender des Slavencongresses — desselben Slavencongresses, der in deutscher Sprache verhandelte, weil sich die Vertreter der verschiedenen Slavenstämme auf keine andere Art unter einander verständigen konnten — das Manifest an die europäischen Völker unterschrieben, in welchem es heißt, daß endlich auch die heldenmüthige polnische Nation von der in den Augen der Welt längst verurtheilten Politik befreit sei, in welchem versichert wird, daß die Slaven mit Abscheu jede Gewaltherrschaft verwerfen, in welchem die Principien der Freiheit als die allein maßgebenden proclamirt wer-

den und die hinterlistige Gewalt verdammt wird, durch welche die unglücklichen polnischen Brüder um ihre Selbstständigkeit gebracht wurden.

Und wie die Moskaupilger an der russischen Grenze von einem Heer russischer Spione erwartet, begleitet, von Stadt zu Stadt escortirt, von jedem Verkehr mit den Polen, mit unbefangenen Russen selbst, abgeschlossen wurden, erinnerte ihr Empfang und ihre Behandlung stark an die Methode, welche, wie ich im Verlaufe des Romans dem Leser zu zeigen Gelegenheit hatte, Rußland in früheren Zeiten fremden Gesandten gegenüber in Anwendung brachte.

Nicht einmal die Frage der Czenstochauer Mönche, ob es denn wahr sei, daß sie zu den geschworenen Feinden Polens, zu den Moskowitern gingen, brachte die Moskaupilger zu sich. Sie setzten sich in Warschau gemüthlich im Hotel de l'Europe an den famosen Tisch, auf welchen an einem Januarmorgen des Jahres 1863 die ersten fünf Opfer der Warschauer Erhebung gelegt worden waren. Ueber die historische Platte floß jetzt Champagner hin, ohne die Blutspuren, die der Tisch trug, hinwegwischen zu können!

Wie sie „Ura“ riefen, die freisinnigen Moskaupilger, wie sie das „Väterchen“ hochleben ließen, wie begeistert sie die russische Nationalhymne intonirten! Wie sie Toaste ausbrachten auf das große russische Reich, „in welchem die Sonne nie untergeht,“ wie gemüthlich sie den echt russischen Bewillkommnungsgruß in Gestalt von Brot und Salz allerorten in Empfang nahmen!

Sie fühlten sich ganz unter den Ihren und jubelten der Predigt zu, die ein Archirei am Tage der Slavenapostel Cyrill und Methud ihnen zu Ehren in der Petersburger Isaakskirche über den bedeutsamen Text hielt: „Es wird eine Heerde und ein Hirt sein;“ sie freuten sich, als sie in der Adelsressource die Inschrift lasen: „Die slavische und die russische Sprache ist eine Sprache,“ und Rieger, einer der Wortführer der Moskaupilger, stieß öffentlich den Schmerzensschrei aus, daß auch andere Slaven zu Hause Herren seien! Sie erklärten feierlich, daß der russische Czar der Czar aller ihm blutsverwandten Slaven sei und daß Rußland, indem es ein selbstständiges Reich ist, alle übrigen slavischen Nationen an sich ziehen werde. Der Russe Ra=

14*

schinsky verglich Rußland mit einem Meere, welches alle slavischen Flüsse und Bäche in sich aufnehmen soll.

Während sie so Rußland feierten und in demselben Alles schön und gut fanden, befahl der Gouverneur von Wilna allen im Wilna'schen Lehrbezirk angestellten Lehrern, die das Unglück hatten, einen Namen mit der Endung „ki" zu führen, diese polnisch klingende Endung in das echt russische „koi" zu verwandeln, und übertrug seinen fanatischen Haß gegen alles Nichtrussische auch auf das Deutsche. Bei einer Rundreise durch die seiner Verwaltung anvertrauten Gouvernements kam er zu einem kleinen Fabriksorte im Byalistok'schen, der fast ausschließlich von Deutschen bewohnt wird. Man hatte ein Mittagsmahl und einige Reden vorbereitet, in welchen man mit deutscher Gutmüthigkeit und aufrichtigen Herzens seine Gefühle treuer Ergebenheit an den Tag zu legen beabsichtigte. Auch ein Triumphbogen war dem Sieger über die polnische Endung „ki" errichtet worden, welcher als Inschrift den freundlichen Gruß „Willkommen" trug. Aber kaum wurde der Gouverneur, wel-

cher selbst einen urdeutschen Namen hatte — er hieß Kaufmann — dieses Wortes ansichtig, so befahl er umzukehren und ließ dem Polizeichef des Ortes sagen, daß, wenn man noch einmal ein solches Verbrechen gegen die russische Nationalität beginge, der Ort eine Strafe von fünfzig Rubeln zu entrichten haben würde.

Doch genug von der berüchtigten Moskaufahrt, die den verblendeten Theilnehmern schon genug Hohn und Spott eingetragen hat. „Das Testament Peter's des Großen" sollte nach der Intention des Verfassers auch eine Art Moskaufahrt werden, unternommen von einem deutschen Schriftsteller auf Grundlage gewissenhafter Studien, unternommen zu dem Zwecke, dem deutschen Volke Moskau in seiner wahren Gestalt zu zeigen — das Moskau Peter's des Großen, welches wieder, wie ich oben nachgewiesen, mit dem Moskau von heute so ziemlich identisch ist.

*
* *

Ein eigenthümlicher Zufall war es, daß fast zu derselben Zeit, als sich in Rußland eine Tragödie abspielte, in welcher der Vater gegen den Sohn

gewaltthätig auftrat, weil der Letztere nach der höchsten Gewalt gestrebt, in einem andern Lande Europas ein nicht weniger erschütterndes Ereigniß vor sich ging, das sich darin gipfelte, daß der Sohn den Vater aus ähnlicher Ursache und in kaum weniger gewaltthätiger Weise unschädlich machte.

Der Schauplatz der zweiten Tragödie ist Italien, und die leidende Person in derselben ist jener fürstliche Zeitgenosse Peter's des Großen, den der Leser im ersten Bande dieses Romans bei Gelegenheit der Königskrönung in Prag kennen gelernt hat, ist Victor Amadeus der Zweite, der erste König aus dem Hause Savoyen, der den Beinamen „der Fuchs" führte.

Ich habe hier noch zu erzählen, wie traurig der „Fuchs" von Savoyen endete. Nach dem Tode seiner Gemahlin Anna (von Orleans) wollte er sich wieder verheirathen. Er liebte noch immer Therese Canalis von Cumiana, die Witwe des Marquis von Sebastiani. Sie war nicht mehr jung, denn er hatte sie schon vor dreißig Jahren geliebt, als sie sechzehn Jahre alt war. Man sprach damals von geheimnißvollen nächtlichen

Besuchen, welche Victor auf Schloß Cumiana mache, und seine Mutter beeilte sich, das gefährliche Mädchen an den Marquis Sebastiani zu verheirathen. Als sie der König nach dem Tode seiner Gemahlin wieder zu Gesicht bekam, fühlte er die alte Liebe von neuem erwachen, aber anstatt einer hingebenden Geliebten stand ihm eine weltkluge Frau gegenüber, die sich hoch im Preise hielt und ihm erklärte, daß der Weg in ihr Schlafgemach nur am Altar vorbeiführe. Eines Tages, als der König unternehmender als gewöhnlich war, erhob sich die Marquise stolz und sagte: „Sire, Sie behandeln mich, als ob ich Ihre Maitresse wäre, und Sie wissen recht gut, daß ich das nicht bin!" Durch ein so reservirtes Benehmen brachte sie den König endlich dahin, daß er sich entschloß, sie zu seiner rechtmäßigen Frau zu machen. Er kaufte ihr das Marquisat von Spoligno, um sie für den Glanz einer Krone zu entschädigen, nach der sie lüstern schielte, die er ihr aber nicht bieten mochte. Er wollte als König keine Mesallianz schließen. Herz und Hand sollte sie haben, die Krone aber nicht. Bis zum letzten Augenblick verheimlichte er seiner

Braut den Entschluß abzudanken, und in der That führte er ihn auch erst eine Stunde vor der Hochzeit aus. Erwogen hatte er ihn reiflich, und der französische Gesandte zeigte ihm vergeblich aus dem Fenster, an dem Beide standen, als der König zum ersten Male den verhängnißvollen Gedanken anklingen ließ, die weiten Ebenen der Lombardei, um ihn von der Ausführung des Planes abzuhalten. „Ich verstehe dich,“ sagte der König zu dem Gesandten, „aber du täuschest dich! Man hält mich für ehrgeizig, ich war es vielleicht auch, aber jetzt sehne ich mich nur nach Ruhe!“ Vergeblich suchte auch sein Vertrauter, der Abbé Boggio, die Sache ihm auszureden, indem er ihm vorstellte, daß er auch in die Einsamkeit die Stürme seines Geistes mittrage und daß man mit dem Orte nicht auch zugleich das Herz verändere. Vergebens baten ihn Andere, die Sache erst zu versuchen, die Gewalt auf eine kurze Zeit anderen Händen zu überlassen und inzwischen in der Zurückgezogenheit zu leben.

„Ich thue nichts halb,“ fertigte er die Rathgeber dieser Sorte ab, „mein Wahlspruch war von jeher: Alles oder nichts! Uebrigens ist's

hohe Zeit, daß ich mich auf mich selbst zurückziehe. Ich war geboren, um mich und Andere zu quälen — ich will mich zur Ruhe setzen, ich bin alt!"

Nach vollzogener Abdication sagte er zu dem Minister Blondel: „Als ich zu regieren begann, war ich achtzehn Jahre alt; Piemonts Finanzen waren zerrüttet, der Staat in Verwirrung, der Hof in sich selbst gespalten — ich habe alle Schwierigkeiten überwunden und Erkleckliches geleistet. Heute ist mein Sohn dreißig Jahre alt, die Finanzen sind geordnet, alle Welt gehorcht, die Armee ist schön, zahlreich und wohl disciplinirt, die Festungen sind in gutem Stande — ich aber bin müd' und tauge nicht mehr für das frische, mit jedem Tage sich mehr und mehr verjüngende Piemont. Ich will als ein simpler Landedelmann leben, ohne Hof, ohne Garden."

Victor beanspruchte nur 50,000 Livres Rente und nannte sich fortan einfach Victor von Savoyen. Er war wieder der simple „Herr von Savoyen," wie ihn die französischen Generale einmal spottweise genannt hatten, als er gegen Frankreich Fronte gemacht. Mit dem einfachen Titel zog er sich in die Einsamkeit des Schlosses

Chambery zurück und Piemont gehorchte fortan dem König Karl Emanuel dem Dritten.

Aber er hatte sich verrechnet, als er geglaubt, daß ihm die Ruhe und Einsamkeit von Chambery genügen würden. Im Gegentheil lasteten beide bald tödtlich auf ihm, und die Unthätigkeit, zu der er sich selbst verurtheilt hatte, weckte Gedanken der Reue in seinem Herzen. Der Ehrgeiz der Gemahlin nährte und kräftigte diese Gedanken, und der Vereinsamte gab seinem wachsenden Unmuthe unverholen Ausdruck. Er hatte nicht die Resignation eines Monarchen des neunzehnten Jahrhunderts, der sich begnügte, nach seiner Abdication auf die Scheiben seiner Fenster zu trommeln und diese unschuldigen Fingerübungen mit dem melancholischen Seufzer zu begleiten: „Ich hätte es doch nicht thun sollen!" Er beklagte sich vielmehr laut und bitter über Vernachlässigung, kritisirte mit Schärfe die Regierungsart seines Sohnes und reiste endlich eines Tages unvermuthet nach Turin ab. Als er den Berg Cenis hinabfuhr, frug er seine Gemahlin: „Sagen Sie mir, soll ich umkehren?" Als ihm keine Antwort

ward, schrie er aufgeregt: „Alle Teufel, was soll ich thun?“

Jetzt erst sagte die Marquise gelassen: „Majestät, es ist an Ihnen zu befehlen; ich erlaube mir nicht, Ihnen zu rathen.“

Victor befahl dem Kutscher weiter zu fahren und langte bald in Moncalieri an, wohin er seinen Sohn berief. Dieser kam, und Schloß Moncalieri wurde der Schauplatz wilder, unheimlicher Scenen. Vater und Sohn befehdeten sich in peinlichster Weise, und die härtesten, herbsten Worte, wie sie nie zwischen El ern und Kindern gebraucht werden sollten, fielen von beiden Seiten. Victor Amadeus erklärte seinem Sohne, daß er gekommen sei, ihn zu entthronen und die Krone wieder an sich zu nehmen. Der Sohn verschanzte sich hinter seine Minister und seine Armee. Der Vater rief Beide auf, nur ihm zu gehorchen, und Beide versagten den Gehorsam. Minister und Generale traten auf Seite des jungen Königs, was den alten König nur noch wüthender machte. Da schlug der Minister d'Ormea vor, dem Conflicte ein kurzes Ende zu machen, indem man Victor Amadeus verhafte. Der Rath

wurde befolgt, der drohende Bürgerkrieg rechtfertigte scheinbar die Pietätlosigkeit — Victor Amadeus wurde in Moncalieri verhaftet und nach Rivoli gebracht, wo man ihn mit rücksichtsloser Strenge bewachte. Seine Gesundheit verschlechterte sich von Tag zu Tage und man brachte ihn endlich nach Moncalieri. Hier starb er. Einige Kapuziner murmelten Gebete in seiner Sterbestunde und drückten ihm die Augen zu. Könige sterben doch mitunter elend, aber so elend wie Victor, der erste König von Piemont, stirbt doch selten einer!

Vor seinem Tode verzieh übrigens Victor aller Welt — auch seinem Sohne, auch dem, der zu seiner Arrestation gerathen hatte. Nachdem er seine Seele ausgehaucht, übertrug man seine irdischen Ueberreste nach Superga, nach jener Basilika, die er auf dem höchsten Hügel bei Turin zum Andenken an die Belagerung und den glücklichen Entsatz Turins hatte erbauen lassen.

* *

Ich habe von Peter ein Bild entworfen, welches von demjenigen abweicht, das man sich auf Grund-

lage apologetischer Schriften von diesem Czar in der Regel zu construiren pflegt. Wenn man nicht idealisiren will, muß man sich schon in den Gedanken finden, daß Peter ein Gewaltmensch, ein Terrorist war, mag diese Anschauung auch den Eindrücken widerstreiten, die man in der Jugend auf den Schulbänken in sich aufzunehmen pflegt, wenn von Peter die Rede ist.

Ich will zum Schlusse noch der Vollständigkeit wegen die Auffassung eines berühmten deutschen Schriftstellers über das Verhältniß zwischen Alexei und seiner deutschen Gemahlin citiren. Zschokke, der zu den exaltirtesten Bewunderern Peter's gehört und ihn über Romulus und Numa und Karl dem Großen an die Seite stellt, läßt die deutsche Prinzessin folgendes Bild von ihrem Gemahl Alexei Petrowitsch und dem russischen Hofleben entwerfen:

„Der Großfürst, mein Gemahl, ist von Natur eines finstern Charakters. Ich habe nicht das Glück ihm zu gefallen. Ich war nicht das Weib seiner Wahl und daher stammt vielleicht sein Widerwillen. Drei Jahre lang warb ich vergebens um seine Gunst und habe mich endlich an

seinen Haß gewöhnt. Vielleicht gewöhnt er sich auch endlich an meine Liebe, die ich ihm schuldig bin.

„Einst war ich der Liebling meiner fürstlichen Eltern. Die Liebe wiegte mich groß, die Freuden erzogen mich. Wohin ich mich wandte, flog mir das Herz freundlicher Menschen entgegen. Ich kannte in der Welt keine Fremdlinge; kannte keine Sorgen als die, Vergnügen zu geben und zu empfangen; keine Thränen als solche, welche beim Anblick der Leidenden, oder beim Lesen eines Gedichtes, oder unter den schwermüthigen Tönen der Musik stilles Mitgefühl meinen Augen entlockte. Jeder Morgen weckte mich zu einem kleinen Feste; unter schmeichelnden Erwartungen schlummerte ich Abends ein. Ein Tag glich dem andern, jeder trat wie ein freundlicher Genius lächelnd zu mir und schied von mir lächelnd.

„So ward ich dem Sohn des größten Monarchen vermählt. Ach! mit weissagendem Kummer sah ich hinter mir das kleine Wolfenbüttel verschwinden, wie ein Eden, dessen ich werthlos erklärt zu sein schien. Schon der erste Anblick dessen, dem meine Hand bestimmt war, füllte mich mit bangen Ahnungen. Nicht, daß Alexis kein Mann ge-

wesen wäre, der durch sein Aeußeres wohl zu gefallen hoffen dürfte. Der Großfürst ist von hohem, schlankem Wuchs und männlicher Haltung. Schwarzes Haar und schwarze Augen, ein angenehmer Ernst in seinen Gesichtszügen, und ein gewisses, unerklärbares Etwas, welches ihn, er stehe und thue, wie er wolle, den Erben des größten Reiches der Welt nennt, geben seiner Gestalt Interesse. Er spricht die deutsche Sprache geläufig. Er kann, wenn er will, sehr liebenswürdig sein — aber er will es nie! Seine Erziehung war versäumt. Während der Czar, sein erlauchter Vater, Europa durchreiste, Künste und Wissenschaften milderer Himmelsstriche auf seinen nordischen Schnee zu pflanzen; während er einem nie beschifften Meere Flotten, wilden Völkerstämmen Sitten und undurchdringlichen Wäldern Städte gab, vergaß er, dieser neuen Schöpfung einen Thronerben, ihrer würdig, zu bilden. Der Prinz, umgeben von mißvergnügten Bojaren und abergläubigen Pfaffen, sog mit der Muttermilch alle Vorurtheile seiner Nation und den Haß gegen alle Neuerungen seines erhabenen Vaters ein. Das Schicksal seiner Mutter Eudoxia, welche

der Czar ins Kloster schickte und sie den Schleier zu nehmen zwang, goß neue Bitterkeit in seine Seele. Ein finsterer Trotz ward seinem Gemüthe eigen. Er haßte, was von seinem Vater stammte. Was diesen kränkte, machte ihm Freude. Er nahm den Aberglauben der dummen Popen, die rohen Sitten der Bojaren an und gefiel sich, der Abgott des niedrigen Pöbels zu werden. So verwilderte der Prinz. Sein Betragen ist roh, seine Kleidung wahllos und unreinlich, seine Gesellschaft ein Haufen Mönche und verdorbener Wüstlinge.

„Am Tage unserer Vermählung zog mich der Czar zu sich an ein Fenster des Versammlungssaales, wo der Prinz stand. „Sieh," sagte er zu seinem Sohne, „du kannst die alten Gebräuche nicht vergessen, und die langen Bärte verdrehen dir noch immer den Kopf. Mir folgst du nicht So hoffe ich denn Alles von der Herrschaft einer schönen, geistvollen, tugendhaften Frau über dein Herz. Und gehst du auch aus dieser Schule ungebessert hervor, so bist du wahrhaftig für die ganze Welt verdorben."

„Ich schlug die Augen nieder und fühlte es,

wie meine Wangen brannten. Diese Anrede, welche alles Zartgefühl so tief verwundete, mußte den Prinzen mit Argwohn und Verdruß gegen mich füllen. Ich hatte es schon in den ersten Tagen aus tausend kleinen Zügen bemerkt, daß Alexis mich nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl seines Vaters zu seiner Gemahlin erhoben. Und als ich mit furchtsamer Verlegenheit nun die Augen aufschlug zu dem Neuvermählten, da las ich in den düstern Falten seiner Stirn, in den finster vor sich funkelnden Augen den Schwur seines eigenen Widerwillens und sein eigenes Schicksal."

Ein andermal läßt Zschokke die Großfürstin schreiben:

„Ich lebe das einsame Leben einer Wittwe, ungeachtet des glänzenden Hofstaates, mit welchem die Güte des Czaren mich umringt hat, und ungeachtet der Kette von Festtagen, welche er durch mein Leben in Rußland flocht, um mir den Kummer zu zerstreuen. Ich stehe in diesen feierlichen Verhandlungen, bei diesen Lustbarkeiten und Spielen wie eine fremde Zuschauerin, meine Augen irren suchend durch das schim-

mernde Gewühl, mein Herz bleibt leer und meine Sehnsucht nach dem Bessern bewegt es allein.

„Zuweilen sehe ich den Czar und seine Gemahlin, die Kaiserin Katharina Alexiewna. Mir ist wohl bei diesem edlen Paar; doch ihre Sorgen um das unermeßliche Reich erlauben ihnen selten einen freieren Augenblick.

„Man erzählt in Europa so Manches von dem wunderbaren Mann, dem ich wie einem zweiten Vater mit kindlicher Liebe zugethan bin; sein Wesen erscheint in den tausend Märchen oft sehr entstellt. Ich will meinem Briefe eine Anekdote einflechten, die noch zu neu ist, um dir bekannt zu sein, und einen bedeutenden Charakterzug von ihm und der Czarin giebt.

„Es ist ungefähr ein Jahr, daß der Monarch bei einem hier angesessenen fremden Kaufmann zu Mittag speiste. Er sah dessen Tochter, welche in der That den Namen einer Schönheit verdient, verliebte sich in sie und verschwendete in der That alle Künste der Beredtsamkeit, sie zu bewegen, ihrem Gatten die Treue zu brechen. Sie aber widerstand mit edlem Muthe seinen Anträgen. Sie zitterte vor den Folgen der Leiden-

schaft eines in seinem Staate allmächtigen Fürsten, nahm einiges Geld zu sich und verschwand noch denselben Tag, ohne ihre Familie wissen zu lassen, wohin. — Sie flüchtete in ein Dorf, wo ihre Amme lebte, die Frau eines Köhlers, ließ sich in den Wald führen, wo letzterer arbeitete und derselbe ihr eine Hütte aufrichten mußte. In dieser wohnte sie nun, aller Welt verborgen. Die getreue Amme brachte ihr täglich die nothwendigsten Lebensmittel.

„Den Tag nach der Flucht kehrte der Czar in das Haus des Kaufmanns zurück. Er wollte die Tochter sehen. Zitternd erzählte der Vater, wie sie sich entfernt habe. Der Fürst war wüthend vor Zorn, ließ das ganze Haus und die Häuser aller Verwandten durchsuchen, und sah alle seine Bemühungen fruchtlos.*)

„Es verstrich ein Jahr. Man vernahm nichts mehr von dem schönen und tugendhaften Flücht-

*) Indem Zschokke diesen Charakterzug erzählt, giebt er indirect selbst zu, was für ein wilder, uncivilisirter und bösartiger Gewaltmensch der von ihm so bewunderte Peter war und wie nicht blos die Bojaren und Popen, sondern auch harmlose anständige Leute Ursache hatten, ihn zu fürchten und zu hassen.

ling. Man hielt sie für todt, wie denn ihr Gatte ebenfalls in dieser Zeit gestorben war. Durchs Ohngefähr entdeckte sie ein Oberster, der in demselben Walde jagte, worin ihre Hütte stand. Es gelang ihm, sie wegen der Nachstellung des Czaren zu beruhigen und sie in das Haus ihrer Eltern zurückzuführen. Er meldete seinen Fund der Kaiserin. Diese führte ihn selbst zum Czar, hier mußte er Alles erzählen, was die tugendhafte Frau während ihrer Entweichung gelitten. Der Czar, gerührt bis zu Thränen, überhäufte sich selbst mit Vorwürfen. Er gelobte, sein Unrecht zu vergüten. Die junge Witwe ward Gemahlin des Obersten, der Czar machte den jungen Eheleuten die ansehnlichsten Geschenke und sicherte dem ehemaligen Gegenstande seiner Liebe eine Pension von 3000 Rubeln zu.

„So wechseln in seinen Handlungen unaufhörlich Seelengüte und Härte, Achtung für Tugend und rohe Leidenschaft. Er ist ein Sohn der wilden Natur, die ihn umgiebt, stürmisch, wohlthätig und erhaben wie sie, mit unermeßlichen Wünschen und furchtbarer Kraft.“

Weiter heißt es in Charlottens Tagebuch:

„Der Großfürst, mein Herr und Gemahl, ist aus den Bädern zurück mit seinem ganzen Gefolge. Erst den zweiten Tag nach seiner Ankunft in Petersburg würdigte er mich seines Besuchs. Er erfüllte keine meiner Hoffnungen, mit denen ich mich so gern schmeichelte, ungeachtet ich die finstere Gemüthsart des Czarewitsch kenne. Alexis kam nach langer Abwesenheit, die Gattin wieder zu finden, welche unterdessen an den Pforten des Todes gestanden. Ach, warum hatten sich diese Pforten nicht geöffnet! Ich war auf seine Ankunft vorbereitet. Ich hoffte ihm diesmal liebenswürdiger denn je zu erscheinen, denn ich war ja Mutter. Ich schmückte mich mit meinem schönsten Kleinode, Natalien in meinem Arme ging ich ihm entgegen. Dies reizende, holdselige Geschöpf sollte, mit dem Lächeln der Unschuld, für die Mutter das Herz des Vaters gewinnen. Alexis, als hätte er meine Entwürfe vorausgesehen, als hätte er gefürchtet, durch die Gewalt der Naturstimme, die zu ihm sprechen würde, überwunden zu werden, hatte sich mit aller ihm möglichen Kälte bewaffnet und, um jedem vertraulichen Worte zu entrinnen, den tückischen

Schmeichler, den General Gleboff, zur Gesellschaft mit sich genommen.

„Was konnten zwei Gatten in der Anwesenheit eines solchen Dritten sich sagen? Und doch vergaß ich den häßlichen Gleboff, sobald Alexis hereintrat. Ich eilte ihm lächelnd entgegen. Ich bot ihm sein Kind dar; ich sagte ihm, was Liebe und Treue ihm sagen konnten! Ach, ein Fremdling aus den entlegensten Weltgegenden würde mehr geantwortet haben als Alexis. Keine Umarmung belohnte die Gattin, kein väterlicher Kuß segnete das Kind. Nicht einmal ein freundliches Lächeln konnte er sich abzwingen. Er fragte in allgemeinen Ausdrücken nach meinen Gesundheitsumständen, nach meinen Beschäftigungen, besah meine neuen Gemälde und überließ es dem Gleboff, mich mit faden Schmeicheleien zu quälen. So verließ er mich nach einer halben Stunde wieder; und als er verschwunden war, weinte ich in meiner Einsamkeit bittere Thränen auf mein verlassenes, vom Vater ungeliebtes Kind.

„Alexis verachtet mich. Auf keinem der Bälle, auf keinem der Feste, welche mir die Gnade des Kaisers veranstaltet, erscheint er. Immer

hat er Vorwände, sie zu meiden; bald ist er unpäßlich, bald fällt auf den Tag eine Jagd, bald hindern ihn andere Geschäfte. Und während ich meinen Gram verschmerzen muß, befindet sich Alexis in der rohen Gesellschaft, die er wählte, sehr wohl, und berauscht sich zum Ueberfluß mit seinen Russen in starken Getränken. Je mehr ihn sein Vater, der Czar, wegen dieses Betragens mit Vorwürfen überhäuft, je mehr Ursache glaubt er zu haben, mich zu hassen. Ach, wenn er nur wüßte, wie oft ich den Kaiser mit Thränen beschworen habe, sein zu schonen! Wenn er es nur wüßte, wie ich ihn unaufhörlich entschuldige!"

Das Tagebuch der deutschen Prinzessin schließt bei Zschokke endlich mit der nachstehenden ergreifenden Schilderung:

„Meine Knie zittern, mein Herz ist gebrochen! O wie elend bin ich! Es war ein heiterer Sommertag, eine Seltenheit für dieses Land! Ich hörte, daß mein Gemahl im nahen Schloßgarten wandle. Ich hüllte mich warm ein und flog, ohne alle Begleitung, dahin, ihn zu sehen,

ihn zu sprechen, ihn durch freundliche Unterhaltung zu binden.

„O Gott, bin ich denn so häßlich? Sagt nicht, wenn auch meine Selbstliebe und mein Spiegel mich belögen, der Mund derer, die mich nicht lieben, daß ich wenigstens kein Gegenstand des Abscheues sei? Wußt' ich sonst nicht Tausenden zu gefallen? Trug mich nicht Alles sonst auf seinen Händen wie einen Liebling? Hat mein Geist nicht einige Bildung empfahen unter der zärtlichen Sorgfalt der Eltern? Bin ich nicht tugendhaft gewesen in Wort und Wandel? Oder hätte nur mein Gewissen kein Gedächtniß?

„Und doch bin ich so tief gesunken, daß ein Geschöpf von schlechter Erziehung und noch schlechterem Wandel, ein Geschöpf, welches keinen Anspruch auf Schönheit und Geist machen kann — daß ein gemeines Mädchen, kaum gut genug, rohe Lüstlinge zu fesseln, eine Dirne, auferzogen in der Schule des Lasters, über mich triumphirt und das Herz meines Gemahls gewonnen hat!

„Ich ging mit schüchterner Ungeduld durch den Garten. Ich suchte Alexis und fürchtete immer, ihn zu finden. Ich hatte ihm unendlich viel zu

erzählen und zu sagen, und war doch verlegen, wie ich ihn anreden sollte. Und wie ich nun um einen Heckengang bog, da sah ich ihn in einiger Entfernung auf einer Bank sitzen neben seiner Buhlerin. Ihre Hände lagen vertraulich ineinander. Die Dirne schlug ein gellendes Gelächter auf und hielt ihm die Hand vor den Mund, als weigere sie sich, seine Zärtlichkeiten oder Scherze zu hören.

„Ich stand still, wie vom Strahl des Blitzes getroffen - odemlos, vernichtet. Die Dirne bemerkte mich, sprang auf und wollte davon. Er hielt sie, sah nach mir und lachte bald eben so ausgelassen, wie sie vorhin. Unterdessen rang sie sich von ihm los und lief den Gang hinunter. Er lachte nach wie vor, rief einige Mal: „Euphrosine! Euphrosine! Sei keine Närrin!" und folgte ihr mit behenden Schritten.

„Um mich, die dastand, erniedrigt, verwirrt, vom Schmerz betäubt, um mich, die ihm gern gefolgt wäre, wie ihn jene floh, um mich, seine Gattin, bekümmerte sich Alexis nicht.

„Nun denn, so will ich mich mit meinen zerstörten Hoffnungen verschließen und mit meiner

unendlichen Sehnsucht. Ach, warum bin ich noch so jung? Warum sind meine Kräfte noch so eisern? Warum findet mich der Tod nicht, er, der so manchen Seligen mitten in der Freude entführt?"

Und nun noch einige Worte, da es den Leser interessiren dürfte zu erfahren, wie Zschokke das Ende Alexei's erzählt.

Die Spannung, sagt Zschokke, welche zwischen dem Kaiser und seinem Sohn herrschte, vermehrte sich mit jedem Jahre. Alexis hatte, ungeachtet, oder vielmehr eben wegen seiner düstern, rohen Gemüthsart, sowohl beim Volke, als unter den Großen und bei der mißvergnügten Geistlichkeit zahlreichen Anhang. Alle Feinde der vom Kaiser zur Gründung und Cultur seines unermeßlichen Reiches begonnenen Reformen erwarteten um so zuversichtlicher nach seinem Tode eine allgemeine Gegenrevolution, da der Czarewitsch Alexis weder seinen Haß gegen den Kaiser, noch den Groll gegen dessen kühne Neuerungen verhehlte.

Der Kaiser, um endlich vollkommen wegen der Fortdauer seiner Staatsveränderungen beruhigt zu sein, schrieb an den Czarewitsch einen sehr harten Brief. Am Schlusse vieler Ermahnungen zur Besserung fügte er endlich die bedeutenden Worte hinzu: „Du hast nun zu wählen, entweder den Thron oder — das Kloster."

Der Czarewitsch, von seinen Anhängern umgeben, faßte den Entschluß, den gefährlichen Folgen einer Entscheidung auszuweichen. Der Kaiser war damals in Kopenhagen. Alexis gab vor, sich zu ihm zu begeben, reiste mit seiner finnländischen Maitresse Euphrosine ab, nahm aber den Weg nach Wien, um sich in den Schutz seines Schwagers, des deutschen Kaisers Karl des Sechsten, zu flüchten. Hier wollte er bleiben, bis zum Tode seines Vaters. Allein Alexis fühlte bald, daß auch Wien ihm die nöthige Sicherheit verweigern würde, wenn es zur Entscheidung käme. Der Unglückliche! was hatte er für ein Recht auf Schirm und Trost am Thron einer Kaiserin, die ihn von der Welt als einen gefühllosen Mörder ihrer Schwester, der beklagenswerthen Prinzessin von Wolfenbüttel, verdammen

hörte? Er floh nach Neapel, um wenigstens den Wüsteneien fremder Welttheile näher zu wohnen.

Kaum hatte der russische Monarch den Aufenthalt des Prinzen in Wien erfahren, so sandte er seinen geheimen Rath, den Grafen Tolstoi, dahin, einen Mann, verwegen und schlau, dessen sich der Kaiser immer bedient, wenn es ein gefährliches Abenteuer zu bestehen giebt. Rumänzoff, der Befehlshaber der Leibgarde, begleitete ihn. — In Wien hörten sie, daß Alexis schon verschwunden sei und den Weg nach Turin genommen habe. Sie setzten ihm nach, entdeckten aber vom Czarewitsch keine Spur mehr. In der Hoffnung, ihn, wenn er in Turin auch verborgen lebte, dennoch auszufinden, verweilten sie einige Monate daselbst. Tolstoi als Privatmann gekleidet, lebte wie ein gemeiner Bürger, durchstrich nach und nach alle Gasthöfe, alle Kirchen, alle Weinhäuser und öffentlichen Plätze; und immer fruchtlos.

Eines Abends saß er bei einem Glase Wein in einem öffentlichen Hause, wo mehrere Fremde versammelt waren, unter anderen auch ein Neapolitaner. Man trank tapfer. Tolstoi stellte sich

früh berauscht, warf sich auf ein Ruhebett, welches im gleichen Zimmer war und that, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Die Anderen achteten seiner nicht. Der Neapolitaner erzählte, daß seit einiger Zeit in Neapel ein junger Mann mit einem Frauenzimmer angekommen sei, die eine Sprache redeten, welche Niemand verstünde; der Fremdling mache großen Aufwand, daß man muthmaße, er sei irgend ein nordischer Prinz, der geheim reise.

Tolstoi wußte genug; er ermunterte sich wieder, forderte zu trinken; erwies allen Gästen viele Freundschaft und schloß sich besonders an den Neapolitaner, den er auf den folgenden Mittag bei sich einlud. Er ward mit diesem immer vertraulicher und ließ ihn nicht eher aus den Augen, bis er vollkommen von allen dem unterrichtet war, was er eigentlich zu wissen begehrte. Sogleich reiste er mit dem Grafen Rumänzoff von Turin nach Neapel.

Den Tag nach ihrer Ankunft in dieser Hauptstadt war ihr Erstes, dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Nach den ersten Höflichkeiten zog Tolstoi den Gouverneur auf die Seite.

„Seine Majestät der Kaiser von Rußland weiß mit völliger Gewißheit," sagte er zu ihm, „daß der Czarewitsch, sein Sohn, in Neapel ist; der Monarch wünscht, da seine Gesundheit so hinfällig ist, die baldige Rückkunft des Prinzen, den er so sehr liebt und der sein Thronerbe ist. Er wird Ihnen, Herr Gouverneur, vorzüglich verpflichtet sein, wenn Sie mir mit dem jungen Prinzen eine besondere Unterredung verschaffen wollten. Ich bitte Sie, genehmigen Sie hier die Beweise von dem, was ich Ihnen sagte." Tolstoi überreichte bei diesen Worten, außer einem prächtigen Diamant, dem Gouverneur die ostensible Instruction, so er vom Kaiser erhalten hatte.

Der Gouverneur versprach eine Zusammenkunft auf den folgenden Tag und hielt Wort. Tolstoi und Rumänzoff, indem sie sich dem Czarewitsch näherten, warfen sich vor ihm nieder, nach russischer Sitte und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Der Prinz erkundigte sich ziemlich betroffen nach der Veranlassung ihrer Reise und fragte, wie es in Rußland gehe, seitdem er ab-

wesend sei? — Sie überreichten ihm einen Brief vom Kaiser.

Der Inhalt des Schreibens war, daß der russische Monarch seinem Sohne vorwarf, Eid und Pflicht verletzt und sich unter einen fremden Schutz begeben zu haben, daß er ihn aufforderte, seinem Willen, wie ihn Tolstoi und Rumänzoff bekannt machen würden, zu folgen, und daß er ihm versprach, „im Namen Gottes und bei dem jüngsten Gericht" ihn nicht zu bestrafen, sondern ihn noch mehr als sonst zu lieben, wenn er nach Rußland zurückkommen würde; wenn dies aber nicht geschehen sollte, daß er ihn als einen Verräther erkläre und ihm seinen ewigen Fluch gebe.

Der Prinz war sehr bestürzt. Tolstoi suchte ihm aber jede Furcht zu benehmen und wußte sich ihm so ergeben zu stellen, daß der Czarewitsch und dessen Beischläferin Euphrosine Vertrauen faßten.

„Wahrhaftig," sagte Tolstoi einstmals zu der Geliebten des Prinzen, „wir sind hier in einem herrlichen Lande; man lebt hier wie im Himmel. Ich möchte ewig hier wohnen. Aber unange-

nehm ist's doch, daß es unter dem Papst steht, und unsere heilige Religion uns verbietet, mit Leuten von der römischen Kirche zu leben. Dazu kommt auch, daß der Kaiser schwächlich ist. Stirbt er, so besteigt Alexis den Thron von Rußland, und Sie, Madame, spielen dann in Rußland die glänzendste Rolle. Es kann nicht anders sein. Aus Liebe zu Ihnen, Madame, und zum Czarewitsch, muß ich rathen, daß wir dies italienische Paradies verlassen. Ist Ihnen nun daran gelegen, daß seine und Ihre Regierung von glücklicher und langer Dauer sei, so geben Sie um Alles in der Welt willen den Russen nicht den Argwohn, daß der Czarewitsch vielleicht zwischen der rechtgläubigen griechischen Kirche und der römisch-katholischen Religion einen Augenblick gewankt habe."

Dergleichen Reden verfehlten ihr Ziel nicht. Die Abreise wurde beschlossen und Tolstoi führte den dreizehnten Februar dieses Jahres den Prinzen in die Thore von Moskau ein. Noch denselben Abend warf sich der reuige Alexis zu den Füßen seines Vaters. Sie hatten eine lange Unterredung mit einander. Durch die Stadt

verbreitete sich sogleich das frohe Gerücht, Vater und Sohn seien mit einander versöhnt und alles Geschehene vergessen.

Am andern Tage aber tritt bei Morgenanbruch das Garderegiment unters Gewehr; man hört die große Glocke von Moskau läuten; die Bojaren und Staatsräthe werden in den Palast gefordert; die Bischöfe, die Archimandriten und zwei Geistliche vom Sanct-Blasiusorden versammeln sich in der Kathedralkirche. Alexis wird ohne Degen vor seinen Vater geführt, wie ein Gefangener. Er wirft sich demüthig vor demselben zur Erde und überreicht ihm weinend eine Schrift, worin er sich selbst der Thronfolge unwürdig erklärt und sich nur sein Leben als eine Gnade ausbittet.

Vor dem versammelten Staatsrathe ward nun eine Art öffentlicher Anklage gegen den Prinzen vorgelesen, worin ihm seine genauen Verbindungen mit den Anhängern der alten Ordnungen und Sitten, die grausame Behandlung seiner verstorbenen Gemahlin, der unglücklichen Prinzessin von Wolfenbüttel, der Ehebruch mit Euphrosine, einer ganz gemeinen Weibsperson, die

Flucht zum römischen Kaiser Karl dem Sechsten, den er aufgefordert habe, ihn mit gewaffneter Hand zu schirmen, und mehrere andere Umstände als Staatsverbrechen angerechnet wurden. Der Kaiser enterbte ihn darauf feierlich durch eine besondere Urkunde, erklärte ihn der Thronfolge auf ewig unwürdig, und Alexis unterzeichnete schaudernd mit eigener Hand die Urkunde. — Dann ging der Zug in die Kathedralkirche. Die Enterbungsacte wurden dort zum anderen Male verlesen und die Geistlichen unterschrieben sie ebenfalls.

Aber das Schicksal des Prinzen war noch nicht vollendet. Er wurde von diesem Augenblicke an verhaftet, so wie alle seine ehemaligen Anhänger, Aufwiegler und Mitschuldige, worunter sich selbst die verstoßene Czarin, seine Mutter und viele Andere befanden, deren Spuren in der Verschwörung zur großen russischen Gegenrevolution entdeckt oder beargwohnt waren. Der Proceß ward ihnen gemacht und das Urtheil gesprochen.

Die Vollziehung dieses Urtheils ging ohne Gnaden von statten. Gleboff, der begünstigte

Liebhaber von der Mutter des Czarewitsch, wurde lebendig gespießt. Der Bojar Abraham Lopuchin, der Oheim des Czarewitsch, Bruder der verstorbenen Czarin, Alexander Kikin, erster Commissär der Admiralität, der Bischof von Rostow und Pustinoi, Beichtvater der Czarin, wurden gerädert und ihre Köpfe öffentlich ausgesteckt; viele von den Theilnehmern an den Ausschweifungen des Czarewitsch, unter denen sich fünfzig Mönche und Priester befanden, wurden enthauptet.

Dies schreckliche Blutbad ließ glauben, daß nun alles geendigt sei. Aber neue Entdeckungen bewiesen, daß der Prinz die Wahrheit noch nicht überall eingestanden habe. Der Kaiser versammelte einen hohen Gerichtshof, zusammengesetzt aus dem Adel und der Geistlichkeit, den vornehmsten Officieren von der Land- und Seemacht, den Gouverneurs der Provinzen und anderen Ständen. — Der Proceß gegen den Großfürsten Alexis wurde den 25. Juni angehoben. Der Czarewitsch, vor seine Richter hingeführt, hörte die Sentenz, und ward in sein Gefängniß zurückgebracht.

Den folgenden Tag ging Seine Majestät der

Kaiser, begleitet von allen Senatoren und Bischöfen, nebst anderen hohen Personen ins Schloß und in das Verhaftzimmer des Czarewitsch. — Ein ewiges Geheimniß ist's, was hier geschah. Aber nach einer halben Stunde verließ der Kaiser mit seinem Gefolge des Prinzen Gemach wieder. In allen Gesichtern sah man düstere Bestürzung. Man erfuhr nur, daß der Prinz gefährlich krank sei, daß er von Verzuckungen in Verzuckungen falle. Nachmittags um fünf Uhr hieß es, er sei unter heftigen Krämpfen gestorben.

Auf Befehl des Kaisers wurde der Leichnam seines Sohnes einbalsamirt und mit Feierlichkeiten in den Todtengewölben beigesetzt, neben dem Sarge der Prinzessin von Wolfenbüttel, seiner Gemahlin.

E n d e.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.